



PHOTO: Manfred Bobrowsky

Das Profane und das Heilige betitelt der Wiener Kommunikationswissenschaftler und Maler **Prof. Maximilian Gottschlich** sein Bild. Gottschlich: „Profanes und Spirituelles sind keine Gegensätze, sondern stehen in einem komplexen, wechselseitigen Zusammenhang. Wir müssen ihn nur leben, indem wir das Spirituelle in unseren Alltag integrieren.“

Unter dem Motto **Entgrenzung** zeigt das Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1090 Wien, Währinger Strasse 29, 7. Stock bis Ende Dezember 2013 Gottschlichs Bilder. In der Juni/Juli-Ausgabe 2012 ist eine ausführliche Rezension seines bemerkenswerten Buches *Die große Abneigung* erschienen.

AUS DEM INHALT

POLITIK

Neuer Schwung
John Kerrys Initiative SEITE 3

POLITIK

**Antisemitismus
und deutscher
Terrorismus** SEITE 4

POLITIK

**Jüdischer
Weltkongress tagt
in Budapest** SEITE 6

GESCHICHTE

**1943 – Das Jahr der
großen Wende** SEITE 9

FILM

Cannes
Filme von Claude
Lanzmann und den
Brüdern Coen SEITE 12

KUNST

Vermeer darf bleiben
Die Malkunst aus der
Sammlung Czernin
muss nicht restituiert
werden SEITE 14

SPORT

**Brownsvilles
»Bad Boy« stirbt
als Held** SEITE 16

LITERATUR

Porträt
der Schriftstellerin
und Komponistin
Ilse Weber SEITE 20

www.neuewelt.at

Besuchen Sie unsere
neu gestaltete Homepage mit
aktuellen Terminen und
interessanten Artikeln

AM ENDE ALLEIN

GIL YARON

Für 342 philippinische und 380 österreichische Friedenshüter ist der syrische Bürgerkrieg bald vorbei. Seit 1974 überwacht die UNDOF, eine Truppe aus rund 1000 Soldaten aus Österreich, den Philippinen, Indien, Moldawien und Marokko den Waffenstillstand zwischen Israel und Syrien. Doch nachdem in den vergangenen Wochen zwei Mal UNO-Soldaten von Rebellen entführt wurden, und nun Granaten auf das Hauptquartier der Truppe fielen und zwei Personen verletzten, zieht Wien seine Soldaten ab. Manila dürfte bald nachziehen. Die dreimonatige Wartezeit, die laut UNO-Richtlinien Gelegenheit bieten sollen, um für Ersatz zu sorgen, will Österreich nicht einhalten. Unter den gegebenen Umständen will man sich sofort aus dem Staub machen. Der UNDOF gebührt ein wichtiger Platz in der Geschichte des Nahen Ostens. Mit ihrer Hilfe stellten die Vereinten Nationen sicher, dass eine Pufferzone zwischen Israel und Syrien demilitarisiert blieb. Sie fungierte als Kommunikationskanal zwischen Jerusalem und Damaskus, trug so zur Deeskalation bei und verhinderte gefährliche Grenzzwischenfälle. Doch selbst dieser relativ erfolgreiche internationale Einsatz demonstriert letztlich nur, weshalb Israel der Idee, die Meinungsverschiedenheiten mit seinen arabischen Nachbarn mit Hilfe internationaler Sicherheitsgarantien zu überbrücken, mit großer Skepsis gegenübersteht. Denn letztlich scheiterte bisher jeder UNO-Ein-

satz an Israels Grenzen, flüchteten die Blauhelme sofort, sobald sie einem entschlossenen Gegner gegenüberstanden.

Wie bereits im Mai 1967, als Ägyptens Präsident Gamal Abdel Nasser die UNEF in offener Verletzung internationaler Vereinbarungen aus dem Sinai auswies und Truppen an Israels Südgrenze konzentrierte. Die UNO folgte Nassers Anweisung, statt zu protestieren. Daraufhin entschloss Israel sich wenige Wochen später zum Präventivschlag – der Sechs-Tage Krieg. Heute befindet sich die MFO, eine neue internationale Truppe, im Sinai, um den Friedensvertrag zwischen Kairo und Jerusalem zu überwachen. Das schafft zwar Vertrauen und offene Kommunikationskanäle zwischen beiden Regierungen und Armeen, für Frieden und Sicherheit sorgen die Beobachter aber noch lang nicht. Im zunehmenden Sicherheitschaos der Halbinsel werden sie immer wieder zum Ziel und Opfer der Übergriffe frustrierter Beduinenstämme, die die internationale Präsenz nutzen, um mit Entführungen oder Angriffen Druck auf ihre eigene Regierung auszuüben. Dieser Ablauf erweist sich als beispielhaft für die Effektivität anderer internationaler Beobachter an Israels Grenzen. So wurde die UNIFIL 1978 im Libanon geschaffen, um Israels Rückzug aus dem Süden des Landes zu überwachen und danach für Sicherheit und Ordnung zu sorgen. Doch Resultat war nur, dass die PLO sich in Südlibanon etablierte und ihn zum Ausgangspunkt für Terrorangriffe auf

den Judenstaat machte. Die führten 1982 zum Ausbruch des ersten Libanonkriegs. Der zweite Libanonkrieg 2006 endete mit einem noch stärkeren Mandat für eine UNIFIL II. Die konnte jedoch trotz eines klaren Auftrags vom Weltsicherheitsrat nicht verhindern, dass der Iran und Syrien im völligen Widerspruch zur UNO-Resolution 1701 die Hisbollah-Miliz wieder aufrüsteten. Inzwischen soll diese über mehr als 100.000 Raketen verfügen, die jeden Punkt in Israel erreichen können.

Nun verschwindet auch die internationale Präsenz auf den Golanhöhen just in dem Augenblick, an dem sie zur Sicherung der Waffenstillstandslinie am dringendsten notwendig wäre. Wer in Israel lebt, sieht das mit einer Mischung aus Sorge, Neid und grimmigem Zynismus. Sorge, weil Terrorangriffe auf den Golanhöhen und somit eine Eskalation an der Nordgrenze immer wahrscheinlicher werden. Neid, weil acht Millionen Israelis im Gegensatz zu den 342 Philippinen dazu verdammt sind, hier wohnen zu bleiben, selbst wenn die Region angesichts der Umbrüche in der arabischen Welt dauernd unberechenbarer und gefährlicher wird. Und grimmigem Zynismus, weil ein Diktum sich hier immer wieder zu bewahrheiten scheint: Wenn es hart auf hart kommt, dann können die Israelis sich nur auf sich selbst verlassen. Nach all den Explosionen ist vielleicht verständlich, warum sie so schlecht auf andere hören, die ihnen gute Ratschläge geben wollen, wenn es um ihre Sicherheit geht. □



ירושלים

CHARDONNAY 1999
KOSHER

WOHLMUTH®

**Gerhard Wohlmuth
und Familie**

SÜDSTEIRISCHES WEINGUT
8441 FREISING 24 - KITZECK
☎ 03456/2303 FAX 03456/2121

www.wohlmuth.at
wein@wohlmuth.at

Sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Mit dieser Ausgabe wird für die Illustrierte Neue Welt ein neues Kapitel in ihrer 116-jährigen Geschichte aufgeschlagen: Nach vielen Jahren ohne Veränderung erscheint die INW heute mit einem neuen Layout. Außerdem produzieren wir die 1897 von Theodor Herzl gegründete Zeitung ab dieser Ausgabe selbst in unserer Redaktion – die neue Redaktionstechnik macht's möglich. Mehr Flexibilität, die Chance, aktuellere Berichte zu berücksichtigen und nicht zuletzt Kostengründe haben uns dazu veranlasst. (Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns darauf hinzuweisen, dass dieser Ausgabe unser Abo-Erlagschein beiliegt).

116 Jahre Zeitungsgeschichte – allerdings mit zwangsweisen Pausen. Erst war es der Weltkrieg, der zu einer temporären Einstellung führte. Dann kam die Katastrophe des Holocaust. In der Zweiten Republik führte die Redaktion die Tradition fort, in der Theodor Herzl die Zeitung gegründet hatte – als ein „Judenblatt“, wie er sie selbst in seinem ersten Leitartikel bezeichnete, das für Toleranz und Verständigung stand und steht.

Ein Teil der Aufgabe, die Herzl sich gestellt hatte und zu deren Erfüllung seine „Welt“ beitrug, ist absolviert. Es gibt den Staat Israel, dessen Gründungsidee in dieser Zeitung von Herzl selbst verbreitet wurde. Doch der zweite Teil der Aufgabe harret noch der Erfüllung: Eine Welt zu schaffen, in der Menschen einander Vorurteilsfrei, ohne alle Ressentiments, selbstbewusst in ihrer Individualität begegnen, in der Toleranz und Weltoffenheit und nicht rassistische Engstirnigkeit herrschen. Die Umstellung auf ein neues Computersystem ist keine weltbewegende Sache, aber sie wird uns helfen, künftig noch effizienter daran zu arbeiten, die Welt zu bewegen – in jene Richtung, die der Gründer vor 116 Jahren angepeilt hatte.

Das Redaktionsteam

Brühl

EXKLUSIVE MODEWELTEN



www.bruehl.at

House of Gentlemen®

Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Brühl® Damen

Wallnerstraße 3, 1010 Wien

Brühl®

Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Trachten Schlögl®

Hauptplatz 3, 8010 Graz

OPTIMISMUS ANGESAGT?

Es ist leicht, Israels Reaktion auf das überraschende Wahlergebnis im Iran als unreflektierten, reflexiven Pessimismus abzutun. Schließlich begrüßte Benjamin Netanjahu schon den Arabischen Frühling mit der gleichen Schwarzseherei, mit der er jede Gelegenheit, Gespräche mit Arabern zu führen, als chancenlos und heuchlerisch niederschmettert. Dabei hat Netanjahu selbst ein Problem mit seiner Glaubwürdigkeit, moniert er doch die mangelnde palästinensische Bereitschaft zu Friedensverhandlungen und bezeichnet seine Nachbarstaaten flächendeckend als Feinde, während er Siedlungen ausbaut und sich weigert, die Friedensinitiative der

Arabischen Liga im Kabinett auch nur zu diskutieren. Nein, alles rückt bei Netanjahu angesichts der atomaren Bedrohung aus dem Iran in den Hintergrund, wie seine Anspielungen auf einen neuen, drohenden Holocaust vorige Woche in Auschwitz belegten.

Doch wie sagte schon Woody Allen: „Nur weil ich paranoid bin bedeutet das noch lange nicht, dass niemand hinter mir her ist.“ Netanjahus Skepsis gegenüber den Revolutionen in der arabischen Welt haben sich zu einem großen Teil bewahrheitet, genau wie sein Widerstand gegen eine Rückgabe der Golanhöhen für einen Frieden mit Syrien sich angesichts der Entwicklung des dortigen Bürgerkriegs

als vorausblickend erwies. Wie stünde es heute um Israels Sicherheit, hätte es den Bergkamm bereits geräumt?

So weist er zurecht darauf hin, dass die Macht in Händen des Obersten Führers Ayatollah Ali Khamenei liegt, und dass Hassan Ruhani deswegen Irans Sicherheitspolitik weder revolutionieren kann noch will. Angesichts seiner Erfahrung kann man nachvollziehen, weshalb Netanjahu fürchtet, Europa wolle lieber Ruhanis freundlichem Gesicht Vorschusslorbeeren schenken und schnell wieder mit Teheran ins Geschäft kommen, statt weiterhin Druck auf die Islamische Republik zu machen. Es ist seine Pflicht daran

zu erinnern, dass auch der vermeintlich pragmatische Ruhani Israels Existenzrecht nicht anerkennt.

Und dennoch hat er Unrecht blind für jeden Lichtblick zu sein. Denn auch wenn das Wahlergebnis keinen Gesinnungswandel in Teheran anzeigt, ist es doch Indiz dafür, dass die Sanktionen wirken, dass die Konsequenzen einer konfrontativen Atompolitik vom Volk verstanden werden. Und dass deswegen eine diplomatische Lösung für diese brennende Frage vielleicht eher möglich ist als gedacht. Ein kleiner Hauch Optimismus täte doch selbst dem pessimistischsten Israeli gut. □

BEN DANIEL

Erinnerung

Gemessen an den Ereignissen der Geschichte ist die aktuelle Wirtschaftskrise nur eine mäßig bedeutende Episode mit Gegenwind. Doch für eine – im Vergleich mit den großen Medienkonzernen des Landes – verhältnismäßig kleine Zeitung kann sich daraus eine bedrohliche Situation ergeben. Bitte leisten Sie jetzt Ihren Beitrag, um den Fortbestand der Illustrierten Neuen Welt zu sichern. Wir benötigen keine Millionen- und Milliardenbeträge. Sie können wertvolle Hilfe leisten, indem Sie nur den Abopreis überweisen. Bitte nutzen Sie den beigelegten Erlagschein!

Mit bestem Dank
die Redaktion

Abonnementpreis

Inland: € 32,-
Ausland: € 44,-
Übersee: € 56,-

Bank Austria
Kontonummer: 10910073200
Bankleitzahl: 12000
IBAN: AT18 1200 0109 1007 3200
BIC: BKAUATWW

Impressum

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Illustrierte Neue Welt, Dr. Joanna Nittenberg,
Mag. F. C. Bauer.
Chefredakteurin Dr. Joanna Nittenberg,
alle 1010 Wien, Judengasse 1a,
Tel. +43-1-5356301
Email: neue-welt@chello.at
Konto Bank Austria:
IBAN AT18 1200 0109 1007 3200
BIC BKAUATWW

Druck: Slovenská Grafia



Handsschlag zwischen Shimon Peres, John Kerry und Mahmud Abbas

NEUER SCHWUNG

Selten bemühten sich die USA so intensiv um einen Frieden zwischen Israelis und Palästinensern. Nach vier Jahren völligen Stillstands bringen Washingtons Bemühungen Bewegung in den Konflikt. Erstmals ist man in Jerusalem und Ramallah nicht mehr durchweg pessimistisch, sondern lässt Raum für vorsichtigen Optimismus.

BEN DANIEL

US-Außenminister John Kerry gab sich äußerste Mühe, Begeisterung zu wecken. Sein neuer Plan für die wirtschaftliche Entwicklung der Palästinenser sei „größer, mutiger und ambitionierter ist als jeder Plan, der in den vergangenen zwanzig Jahren vorgeschlagen wurde.“ Auf dem Weltwirtschaftsforum in Jordanien sprach Kerry vom bevorstehenden Wandel im Westjordanland in Superlativen. Unter der Führung des ehemaligen britischen Premierministers Tony Blair sollen private Investoren Palästinensern einen bislang unbekanntem wirtschaftlichen Aufschwung beschern.

Innerhalb von drei Jahren und mit Investitionen von mehr als vier Milliarden US-Dollar könne man das palästinensische Bruttoinlandsprodukt um 50% steigern, die Arbeitslosigkeit von 21 auf acht Prozent senken, und das Durchschnittsgehalt verdoppeln.

Innerhalb von drei Jahren und mit Investitionen von mehr als vier Milliarden US-Dollar könne man das palästinensische Bruttoinlandsprodukt um 50% steigern, die Arbeitslosigkeit von 21 auf acht Prozent senken, und das Durchschnittsgehalt verdoppeln. Die Palästinenser, deren Haushalt zu 40% mit Spenden bestritten wird, würden

finanziell unabhängig. Das, so Kerry, verbessere die Atmosphäre für Friedensverhandlungen und trage zu einer Lösung des Konflikts mit Israel bei. „Ist das eine Fantasie? Ich glaube nicht“, sagte Kerry.

Palästinenser reagierten zynisch. Sie bemängelten, dass Kerrys Wirtschaftsplan keinen Bezug zum Friedensprozess nähme: „Es ist schwer, dieser typisch amerikanischen Einstellung gegenüber nicht skeptisch zu sein“, schrieb Universitätsprofessor Daoud Kuttab. „Probleme lassen sich nicht lösen, indem man sie mit Geld zuschüttet.“ Der palästinensische Geschäftsmann Sam Bahour verwarf

Kerrys Ansatz: „Das ist das größte Ablenkungsmanöver aller Zeiten. Alles schon mal dagewesen, nur nicht in dieser Größenordnung.“ Jeder Bericht, der im vergangenen Jahrzehnt veröffentlicht wurde, habe eindeutige gezeigt, „dass Israels Besetzung und eine tragfähige palästinensische Wirtschaft einander ausschließen“, sagt Bahour. Auch Muhammad Mustafa, wirtschaftlicher Berater des palästinensischen Präsidenten Mahmud Abbas, nahm Kerrys Idee kritisch auf: „Die Wirtschaft darf nicht die einzige Komponente seines Ansatzes

sein“, sagte Mustafa und gelobte, die Palästinenser würden „keine Zugeständnisse machen, um wirtschaftliche Vergünstigungen zu erhalten.“

Der Beginn von Verhandlungen scheint weiter in die Ferne zu rücken, nachdem bekannt wurde, dass Israel den Bau von 1100 weiteren Wohnungen im von den Palästinensern beanspruchten Ostjerusalem plant: „Israel untergräbt die amerikanischen Friedensbemühungen systematisch“, kommentierte Chefunterhändler Saeb Erekat. Die Palästinenser machen Verhandlungen von einem völligen Siedlungsbaustopp abhängig. Außenminister Riad Malki schätzte, Kerrys Anstrengungen seien bereits in einer Sackgasse gelandet.

Dennoch klangen aus Jerusalem und Ramallah auch andere Töne. Versuchten Israelis und Palästinenser bisher hauptsächlich, die andere Seite für das Scheitern der Diplomatie verantwortlich zu machen, lassen Sprecher auf beiden Seiten jetzt Raum für neue Initiativen. Schließlich hatte Kerry seinen Plan an diplomatischen Fortschritt geknüpft: „Der politische Ansatz bleibt von zentraler Bedeutung und besitzt für uns höchste Priorität“, sagte der US-Außenminister. Blairs Büro veröffentlichte ein Statement, es laufe der Wirtschaftsplan parallel zum politischen Prozess und er soll nicht ersetzt werden.

Zumindest hinter den Kulissen scheint diese Botschaft angekommen zu sein. Dank Kerrys intensiver Bemühungen – er war seit Amtsantritt bereits fünf Mal in der Region – will das Amt des israelischen Premiers Benjamin Netanjahu nun den Palästinensern in großen Schritten entgegen kommen. Sprecher Mark Regev sagte, dass Israel bereit sei, den Palästinensern Zugang zum Toten Meer zu gewähren, damit sie dort Pottasche abbauen können. Jerusalem unterstütze ferner die Errichtung einer Bohrinne vor dem Gazastreifen, wo große Gasvorkommen entdeckt wurden. Er deutete auch einen inoffiziellen Siedlungsbaustopp außerhalb Jerusalems an: „Ich weiß nichts von neuen Bauvorhaben im Westjordanland“, sagte er.

Im palästinensischen Verhandlungsteam ist man, wie Regev, „vorsichtig optimistisch“: „Er setzt sich wirklich sehr für Frieden ein“, sagt Dr. Hussam Zumlot. Besonderen Mut schöpfte er aus einer neuen Umfrage: Demnach unterstützen zwischen 55 und 69% der Israelis die Friedensinitiative der Arabischen Liga. Die sieht einen Rückzug aus dem gesamten Westjordanland im Gegenzug zur Normalisierung der Beziehungen zur gesamten arabischen Welt vor. Doch letztlich hänge alles davon ab, ob „Kerry das politische Kapital besitzt, Israel in absehbarer Zeit auch politisch unter Druck zu setzen, wenn nichts geschieht“, sagt Zumlot. Diese Bereitschaft steht schon bald auf dem Prüfstein: Kerry gab Abbas und Netanjahu bei seiner Abreise zwei Wochen Bedenkzeit, um die „notwendigen schweren Entscheidungen zu fällen.“ □

**JE MEHR SIE VON UNS HABEN,
DESTO MEHR HABEN SIE DAVON.**

NEU: STAMMKUNDEN-ANGEBOTE

**BIS ZU €840,-
KASSIEREN!**

DER KONTOBOX BONUS

Als KontoBox Kunde können Sie für zusätzliche Produkte einen Jahresbonus von bis zu € 840,- kassieren*.

Ihr/e BAWAG P.S.K. BeraterIn informiert Sie gerne näher.

Mitten im Leben.
www.bawagpsk.com

**BAWAG
PSK**

*) Aktion gültig bis 31.12.2013 für InhaberInnen einer nach dem 1.11.2008 eröffneten KontoBox; Abrechnung pro Kalenderjahr



PHOTO: Valieska Achenbach

Terrorbekämpfung München 1972

„DIE ANTISEMITISCHEN WURZELN DES DEUTSCHEN TERRORISMUS“

Wolfgang Kraushaar stößt überfällige Debatte an

ELLEN PRESSER

Erinnern Sie sich an die opferreichste Terrorwelle in Mitteleuropa seit dem Zweiten Weltkrieg? Im Februar 1970 kamen binnen elf Tagen 55 Menschen ums Leben. Die Umstände legen nahe, dass palästinensische Terroristen und radikalisierte deutsche Linke sich aufs grausamste befruchtet hatten. Diese Erkenntnis ist für manchen Alt-68er, der sich noch immer verpflichtet fühlt der Utopie einer freien, vom tausendjährigen Muff unter den Talaren ihrer Eltern, Lehrer und anderer Obrigkeiten entstaubten Gesellschaft, schier unerträglich. Sonst wäre eines der wichtigsten Bücher unserer Tage in letzter Zeit nicht so angezweifelt und sein Verfasser nicht so angefeindet worden.

„Wann endlich beginnt bei Euch der Kampf gegen die heilige Kuh Israel?“ – dieses Zitat macht deutlich, welcher Geist in der 68er-Bewegung



Denn eines wird erschreckend deutlich. Geschichte wiederholt sich nicht banal eins zu eins, gesellschaftspolitische Mechanismen aber schon.



Wolfgang Kraushaar

herumspukte. Es steht der Studie von Wolfgang Kraushaar voran zu *München 1970: über die antisemitischen Wurzeln des deutschen Terrorismus* (Rowohlt Verlag, Reinbek 2013). Was damals geschah, liest sich spannend wie eine Fiktion von Eric Ambler und John le Carre. Doch sie ist tausend Mal beklemmender, weil sie von unserer realen Welt handelt, vor allem von vier großen terroristischen Aktionen, die allesamt in München stattfanden oder organisiert wurden: die gescheiterte Flugzeugentführung einer EL-Al-Maschine mit einem Todesopfer und mehreren Schwer- und einer Schwerstverletzten, der Brandanschlag auf das Jüdische Gemeindehaus mit sieben Todesopfern und zwei Sprengstoffanschläge auf Flugzeuge, von denen eine Maschine der Austrian Airlines auf dem Weg über Wien nach Lod in Frankfurt noch notlanden konnte. Der Swissair-Flug SR 330 auf dem Weg nach Israel endet für 38 Passagiere und 9 Besatzungsmitglieder im Kanton Aargau nur wenige hundert Meter entfernt vom schweizerischen Atomreaktor Würenlingen mit tödlichem Absturz. Daneben fanden zwischen 23. Februar und 10. März 1970 in München drei weitere Anschlagversuche gegen einen Oberstaatsanwalt, einen Richter und im Justizpalast statt. Vor Gericht gestellt werden konnte für all diese versuchten bzw. vollzogenen Verbrechen bis heute niemand.

Der Politikwissenschaftler Wolfgang Kraushaar hat die Ereignisse des Jahres 1970 akribisch referiert, nachdem er erst einmal an die Ermittlungsakten herangekommen war. Dann beleuchtete er das zeitliche Umfeld und die ideologische Entwicklung der deutschen Protestbewegung, die der Politikwissenschaftler und Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung sehr genau studiert hat.

2005 hatte er *Die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus* veröffentlicht. Seine Studie über die Tupamaros

West-Berlin, die ausgerechnet zum 9. November 1969 eine Bombe im Jüdischen Gemeindehaus zu Berlin platziert hatten, lenkte seinen Blick auf München. Es hatte einen Münchner Ableger der Tupamaros gegeben und etliche Mitglieder der Kommune I waren dorthin gezogen. Abschied sollte man von der Vorstellung nehmen, in der Kommunebewegung sei es nur um freie Liebe, antiautoritäre Erziehung und eine repressionsfreie Gesellschaft gegangen. In Wahrheit reichen die Wurzeln des linken Terrorismus tief in diese Szene hinein.

Warum eskalierte so viel ausgerechnet in München? Eine mögliche Erklärung könnte der erste Besuch des damaligen israelischen Außenministers Abba Eban gewesen sein, dessen Ankunft in München für den 22. Februar anstand. Gleichzeitig steht fest, dass zwischen linken Terrorzellen und palästinensischen Terrororganisationen enge Beziehungen bestanden. So ließen sich spätere Gründungsmitglieder der RAF in Trainingslagern der Al Fatah ausbilden. Im Antizionismus und Antiisraelismus waren sich diese radikalen Gruppen einig und schreckten auch vor Untaten nicht zurück. Im Gegenteil, der Tabubruch, die Überschreitung alles geradezu Udenkbaren, sollte den Ernst ihres Kampfes unterstreichen. Wer im November 1969 in Berlin ein Massaker an Holocaust-Überlebenden, die an die Reichskristallnacht und die Verbrechen der NS-Zeit erinnern wollten, billigend in Kauf nahm, wer in München am Freitag, den 13. Februar 1970, das Treppenhaus eines Gebäudes mit Benzin tränkte und anzündete, in dem jüdische Senioren gerade ihre Schabbat-Ruhe genossen, hatte die rote Linie längst überschritten.

Mord verjährt nicht und darum bleibt zu hoffen, dass die Aufregung um die Verstrickung der deutschen Alt-Linken mit linksradikalem und palästinensischem Terrorismus schließlich weiterführt. Dass neue Erkenntnisse auftauchen, Mitwisser ihr Schweigen brechen, späte Reue den Opfern wenigstens noch symbolische Gerechtigkeit zukommen lässt.

Denn eines wird erschreckend deutlich. Geschichte wiederholt sich nicht banal eins zu eins, gesellschaftspolitische Mechanismen aber schon.

Passiert ein Anschlag, hat man schnell die Einzeltäter-Version zur Hand, weil eine Gemeinschaft es offenbar schwer erträgt, Böses, Verbrechen in ihrer Mitte auszumachen. Was nicht sein darf, kann nicht einmal als Arbeitshypothese für die Aufklärung geduldet werden. Außer die Wahrheit lässt sich nicht mehr ausblenden.

Als zwischen 9. September 2001 und 6. April 2006 neun ausländische Bürger in ihren Läden erschossen wurden, kursierte das Unwort „Döner-Morde“. Es entstand der Eindruck, das ganze seien Hinrichtungen aus einem Milieu, aus einer Parallelwelt, die nichts mit der deutschen Mehrheitskultur zu tun habe. In Wahrheit ist alles noch viel schlimmer. Die Täter stammen aus der Mitte der Gesellschaft. Der Verfassungsschutz hatte die Täter auf dem Radar, zog sie jedoch nicht aus dem Verkehr. Von Behördenträgheit, Kompetenzgerangel, Aktenschredderei ganz zu schweigen. Inzwischen sind dem rechtsradikalen NSU-Trio zehn Morde und vierzehn Banküberfälle zugeordnet. Wer weiß, was noch zu Tage tritt und wer noch alles zum Nationalsozialistischen Untergrund gehört(e). Warum mir dies in den Sinn kommt? Weil Pannen, Peinlichkeiten und Umdeutungen bei Anschlägen offenbar stets in der Luft liegen. So ging bezüglich Berlin 1969 das Gerücht, für die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus sei ein V-Mann des Verfassungsschutzes verantwortlich. Und der Brand in München im Haus der Jüdischen Gemeinde sei einer Unachtsamkeit oder gar Verwirrtheit eines jüdischen Hausbewohners geschuldet. Zu solch ungeheuerlichen Verdrängungsleistungen fällt einem nur mehr der Karl Kraus-Spruch ein, wonach etwas so falsch ist, dass nicht einmal mehr das Gegenteil richtig wäre. □

BRUDER CHAVEZ

Das Bündnis Venezuelas mit dem iranischen Regime wird wohl auch nach dem Tod des Caudillo nicht in Frage gestellt werden.

STEPHAN GRIGAT

Die globalen Ambitionen der islamischen Revolution der Ajatollahs übersetzt der iranische Präsident Ahmadinejad in eine gleichermaßen pragmatische wie ideologisch motivierte und leider auch einigermaßen erfolgreiche Bündnispolitik. Besonders im Fokus steht dabei Lateinamerika, wo er mehrfach bei Brasiliens Präsident Lula da Silva vorstellig wurde, Boliviens Evo Morales und Nicaraguas Daniel Ortega besucht und immer wieder seinen engen, Anfang März verstorbenen Vertrauten Hugo Chavez in Venezuela Visiten abgestattet hat. Am Bündnis Venezuelas mit dem iranischen Regime dürfte sich nach dem Tod von Chavez kaum etwas ändern. Sein designierter Nachfolger, Vizepräsident Nicolás Maduro, nahm bereits 2006 gleich zu Beginn seiner Amtszeit als venezolanischer Außenminister an der „3. Internationalen Solidaritätskonferenz für das palästinensische Volk“ in Teheran teil. Was das iranische Regime unter „Solidarität mit dem palästinensischen Volk“ versteht ist hinlänglich bekannt: das, wie es der Oberste geistliche Führer Ali Chamenei 2012 formulierte, „Herausschneiden“ des „Krebsgeschwürs“ namens „zionistisches Regime“.

Die Chavistas und die mit ihnen verbündeten lateinamerikanischen Linken stehen seit mehreren Jahren an vorderster Front einer Art Solidaritätsbewegung mit dem iranischen Regime. Chavez gehörte zu den Stammgästen in Teheran. Selbstverständlich stand er nicht für ein Regime, das wie das iranische einem offenen eliminatorischen Antizionismus frönt, aber auch bei den Chavistas spielt der Antisemitismus bis hin zum verstorbenen Präsidenten eine Rolle bei der Formulierung der politischen Vorstellungen. 2006 erklärte der Präsident, es schein heute so, „als ob eine Minderheit – die Nachkommen derer, die Christus ans Kreuz geschlagen haben – sich den ganzen Wohlstand der Welt genommen haben.“ Lange Jahre gehörte der 2003 gestorbene argentinische Antisemit Noberto Ceresole zu den wichtigsten Stichwortgebern und Beratern von Chavez. Nach dem Anschlag auf das jüdische Gemeindezentrum in Buenos Aires, der von der Hisbollah mit Unterstützung der iranischen Regierung 1994 durchgeführt wurde, und dem 85 Menschen zum Opfer fielen, hatte Ceresole verbreitet, die Juden selbst hätten diesen Anschlag durchgeführt. Nach Jahren der intensiven Zusammenarbeit kamen auch Personen im Umkreis von Chavez darauf, dass es sich bei Ceresole um einen üblen Gesellen handeln könnte: Der venezolanische Vizepräsident Isaias Rodriguez nannte sein Gesellschaftsmodell ein „neofaschistisches Konzept“.

Eine andere Bezugsperson der Chavistas ist Heinz Dieterich, der mit seinem Buch *Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts* einen kleinen alternativen Bestseller gelandet hat. Dieterichs Sozialismus, auf den sich Chavez' Anhänger explizit beziehen, ist ein Paradebeispiel dafür, was passiert, wenn man keinen Begriff vom Kapital im Sinne der Kritik der politischen Ökonomie entwickelt: Man landet fast zwangsläufig dabei, die unbegriffenen, abstrakten, als bedrohlich wahrgenommenen Elemente der Ökonomie in der Sprache der Antisemiten beschreiben zu müssen. In Dieterichs „Äquivalenzökonomie“, die viel eher in der Tradition von Pierre-Joseph Proudhon als von Karl Marx steht, landet das dann so: Der Weltmarkt sei „mit den

alttestamentarischen Attributen des Gottes Jahve“ ausgestattet, „seiner unbegrenzten sadistischen Brutalität, Gegenwärtigkeit und Allmächtigkeit“.

2004 attackierte Chavez, der Gaddafi und Robert Mugabe zu seinen Freunden zählte, den Oppositionsführer in Venezuela mit den Worten: „Laß Dich nicht von diesen herumziehenden Juden vergiften!“ Am nächsten Tag erklärte er im Staatsfernsehen hinsichtlich der oppositionellen Kräfte, es gäbe einige „dirigencillos“, also kleine Führer oder Führerchen, die niemanden führen würden, jeden Tag stärker isoliert wären und herumirren würden wie der „herumziehende Jude“. Dem Vizepräsidenten Vicente Rangel dürfte das zumindest peinlich gewesen sein, denn er rief am folgenden Tag den Präsidenten der Konföderation der Israelitischen Assoziation von Venezuela an, um sich ein wenig zu entschuldigen. Das hielt Rangel allerdings nicht davon ab, mit den palästinensischen Judenmördern offen zu kollaborieren. 2006 kündigte er einen Besuch von Hamas-Vertretern in Caracas an. Auf die Frage eines Journalisten, ob die venezolanische Regierung die Hamas empfangen werde, antwortete er: „Natürlich werden wir. Wo liegt das Problem? Wenn sie kommen, dann freuen wir uns.“

Der lateinamerikanische „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“, der unter Chavez immer stärkere Züge einer durch Ölexporte finanzierten Bandenherrschaft angenommen hat, ist von der Marxschen Kritik so weit entfernt, dass ihm selbst ein islamischer Apokalyptiker wie Ahmadinejad

Der lateinamerikanische „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“, der unter Chavez immer stärkere Züge einer durch Ölexporte finanzierten Bandenherrschaft angenommen hat, ist von der Marxschen Kritik so weit entfernt, dass ihm selbst ein islamischer Apokalyptiker wie Ahmadinejad einiges abgewinnen kann.

einiges abgewinnen kann. Wohin solche Allianzen noch führen werden, lässt sich heute kaum sagen. Sicher ist nur, dass sie angesichts der gemeinsamen Feindbilder nicht überraschend sind. Chavez eiferte seinem iranischen Freund Ahmadinejad nach, der ihn wiederholt als „Bruder“ bezeichnete: Er verglich das Vorgehen des jüdischen Staates gegen die vom Iran aufgebaute, in der EU absurderweise immer noch nicht verbotene Terrormiliz Hisbollah mit dem nationalsozialistischen Massenmord und schmiss 2009 den israelischen Botschafter aus dem Land.

Der bisherige Vizepräsident wird das Bündnis mit dem Iran wohl fortsetzen. In seinen sieben

Jahren als Außenminister war Nicolás Maduro der Ausbau der Beziehungen mit Teheran stets ein Herzensanliegen. Während seiner Amtszeit verschaffte Venezuela dem iranischen Regime Beobachterstatus im linken Wirtschaftsbandnis ALBA, der Iran wurde zum zweitgrößten Investor in dem Land, hunderte iranische Techniker und Spezialisten kamen nach Caracas und auch die militärische Kooperation wurde intensiviert. Alles deutet darauf hin, dass Venezuela und Iran auch unter den Nachfolgern von Chavez jene „Bruderstaaten“ bleiben, als die der Caudillo sie stets gepriesen hatte. □

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien und Mitherausgeber von „Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung“.



wissen//finden
Österreich

Der Forschungsatlas

Online-Forschungsatlas? Was kann der? > Schau rein unter www.wissenfinden.at bzw. www.forschungsatlas.at und mach Dir selbst ein Bild. Wissen finden ist ganz einfach.

BM.W.F^a
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung

entgeltliche Einschaltung des BMWF



Viktor Orbán, Zsolt Bayer und ganz rechts Parlamentspräsident László Kövér

NULL TOLERANZ GEGENÜBER ANTISEMITISMUS?

Drei Wochen vor dem Budapester Kongress des jüdischen Weltkongresses (WJC) erschien in der FAZ vom 16. April ein Interview von Stephan Löwenstein mit Viktor Orbán das die seltsame Haltung des ungarischen Ministerpräsidenten beleuchtete.

KARL PFEIFER

„FAZ: Ihr Parteifreund und einstiger Parteimitbegründer Zsolt Bayer hat sich in journalistischen Beiträgen wiederholt auf eine Weise geäußert, wie sie in demokratischen Parteien in Deutschland zum Ausschluss führen müssten. Er bezeichnete Roma als Tiere oder sprach von jüdischen Intellektuellen, die das nationale Schwimmbecken verunreinigten – zurückhaltend übersetzt. Halten Sie das für Positionen, die eine demokratische Partei in ihren Reihen tolerieren kann? Viktor Orbán: ...Ein Journalist ist schließlich dazu da zu sagen, was er denkt. Antisemitische Einstufungen dieses Journalisten halte ich für unernst, wenn man sich die Schriften ansieht...“

Lauder thematisierte die Denkmäler für Horthy und den Horthy-Kult sowie die Hetze gegen Roma und benannte Orbáns guten Freund Zsolt Bayer als einen der Hetzer.

Natürlich geht es nicht um die Einstellung dieses Journalisten, sondern allein um die Schriften des Fideszmitbegründers Zsolt Bayer und einiges davon ist antisemitisch, auch wenn Orbán, glaubt ihm einen Persilschein ausstellen zu müssen. Die konservative FAZ setzte sich mehrmals mit Bayer auseinander „Bayer schrieb, diese Leute „pissen in das Schwimmbecken der Nation“, und wenn man das kritisiere, werde einem Antisemitismus vorgeworfen...“ Die konservative Wiener Tageszeitung Die Presse nannte Bayer einen „Fäkalantisemiten“

Es gibt kein anderes EU-Land, in dem ein Ministerpräsident – so wie in Ungarn – sich schützend vor einen Journalisten stellt, der antisemitische und rassistische Sprüche in regierungsnahen

Medien von sich gibt. Schon vor dem Kongress des WJC vom 5. bis 7. Mai gab es heftige Diskussionen, ob man damit nicht Viktor Orbáns Politik legitimiert.

Der WJC kam ohne große Illusionen nach Budapest, hoffend dass doch Orbán den Weg zurück zu europäischen Werten finden würde. Orbán hingegen glaubte, die Anwesenheit des WJC könne als Beweis dafür dienen, dass die Regierung nichts mit dem antisemitischen Diskurs im Dunstkreis von Fidesz zu tun habe. Er wurde eines Besseren belehrt. Während des feierlichen Abendessens fand der Präsident des WJC, Ronald Lauder, klare Worte. Er wies darauf hin, dass unter der ehemaligen ungarischen Regierung von Admiral Miklós Horthy, eines „böartigen Antisemiten“, bereits 1920 ein antisemitisches Gesetz und nach 1938 eine eigene Version der Nürnberger Rassengesetze beschlossen wurden. „Horthy verbündete sich mit Hitler“, vergaß er nicht zu erwähnen ebenso, dass die erste Deportation bereits 1941 erfolgt war.

Lauder thematisierte die Denkmäler für Horthy und den Horthy-Kult sowie die Hetze gegen Roma und benannte Orbáns guten Freund Zsolt Bayer als einen der Hetzer. Orbáns Rede strotzte nur so von Gemeinplätzen und er eröffnete damit, dass anderswo in Europa Juden ermordet wurden, während es in Ungarn nicht dazu gekommen sei. Er sprach von einer von „Nazis und Pfeilkreuzlern“ begangenen Vernichtung, als hätte nicht die von Horthy eingesetzte Regierung die Deportation der jüdischen Ungarn durchführen lassen. Orbán pries seine Regierung, welche die „erste demokratische

Verfassung“ in Ungarn erlassen habe, obwohl diese in weniger als anderthalb Jahren bereits viermal ergänzt werden musste und von der EU mehrfach beanstandet wurde. Die neue Verfassung garantiere „die Menschenwürde, die Würde des Einzelnen und der Gemeinschaft des jüdischen Volkes und selbstverständlich aller Minderheiten, die neben uns leben“, behauptete Orbán. Eine offensichtliche Unwahrheit.

Diese Gegenüberstellung von Ungarn und Juden und sein Gerede über die „jüdische Minderheit“, als ob es eine solche in Ungarn gäbe, sind unerträglich. Die jüdischen Gemeinden verweigerten bereits Anfang der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts und auch nach der Wende von 1989 den Status einer Minderheit. Sie haben sich seit 1867 als Ungarn jüdischen Glaubens gesehen. In der Praxis bedeutet Orbáns Aussage, dass nicht der einzelne ungarische Staatsbürger seine Identität bestimmt, sondern die von Orbán & Co. gestaltete Volksgemeinschaft, die sogar aus Ungarn, die keine Juden sind, Angehörige des „jüdischen Volkes“ macht, die allenfalls neben den Ungarn leben dürfen.

Noch vor Beginn der Budapester Tagung gab Viktor Orbán der israelischen Tageszeitung Yedioth Achronot ein Interview, in dem er versicherte nach den nächsten Wahlen nicht mit Jobbik zu koalieren und auch keine Regierung zu bilden, die auf die Duldung durch Jobbik angewiesen ist. In seiner Rede vor der Tagung hat Orbán Jobbik mit keinem Wort erwähnt. Daher wurde er auch vom WJC heftig kritisiert. Bei seiner Abschlussrede entschuldigte sich Lauder dafür, dass er Orbáns Aussagen bezüglich Jobbik nicht gelesen hätte.

Die nach Budapest gekommenen Vertreter der Medien, haben dank der erstklassigen Medienarbeit des WJC sich kritisch mit dem real existierenden und blühenden Antisemitismus in Ungarn auseinandergesetzt und schon aus diesem Grund war die Tagung ein voller Erfolg. Eine weitere Behauptung von Ministerpräsident Orbán in seiner Rede, die heutige „christdemokratische Regierungspolitik betrachtete und betrachtet es als ihre moralische Pflicht null Toleranz gegenüber den Antisemitismus zu erklären“, hat die Regierung in den letzten drei Jahren nicht sehr ernst genommen. So hat sie hat keinen Cent für die Aufrechterhaltung des Museums in Auschwitz bezahlt, obwohl die Horthy-Administration mehr als 400.000 Ungarn vom Territorium des heutigen Ungarn dorthin deportieren ließ und sogar die Türkei einen Beitrag leistet.

Laut der fidesznahen Website Origo wurde dem Parlament ein Gesetzentwurf vorgelegt, der es dem Staat gestatten würde im Ausland betriebene Websites, die von einem ungarischen Gericht als den Gesetzen entgegen handelnd beurteilt werden, zu sperren. Bislang wurde jede Maßnahme gegen die rassistische und antisemitische kuruc.info mit dem Argument abgelehnt, dass diese Website einen Server in den USA hat, obwohl den ungarischen Behörden bekannt sein muss, wer diese Website in Ungarn betreibt. Dies scheint wieder eine Aktion zur Augenauswischerei zu sein, denn Österreich konnte ohne ein besonderes Gesetz zu schaffen in den USA erreichen, dass die neonazistische Website „Alpen & Donau“ gesperrt wurde und dass deren Betreiber in Wien vor Gericht kamen. Tatsache ist, dass Ungarn die Kinderpornographie im Internet auch ohne Gerichtsurteile blockieren konnte. Es bleibt abzuwarten, ob Orbán irgendetwas gegen die immer stärker werdende rassistische und antisemitische Hetze unternimmt, oder weitermacht mit seinem völkischen Kurs. □

DISKRIMINIERUNG UND VERFOLGUNG

LUIS LIENDO ESPINOZA

Am Abend des 20. September 1993 brach eine Schlägerei in einer Bar in der Ortschaft Hădăreni/Rumänien aus. Rapa Lupian Lăcătuș, Aurel Pardalian Lăcătuș, zwei Roma-Brüder und Mircea Zoltan, ein weiterer Roma, begannen einen Streit mit dem Nicht-Roma, Chețan Gligor. Die verbale Konfrontation artete in eine physische aus, welche mit dem Tod von Chețan Crăciun endete, der seinem Vater zu Hilfe kommen wollte. Die Roma flohen daraufhin vom Tatort und suchten Schutz in einem Nachbarhaus.

Die Reaktion auf diese gewaltsame Auseinandersetzung war spontan, brutal und traf auf keinen Widerstand innerhalb der Nicht-Roma Bevölkerung. Ein Mob, darunter der Polizeichef der Ortschaft, belagerte das Haus, in dem die Roma Zuflucht gesucht hatten und setzte es in Brand. Als sich zwei Roma vor den Flammen aus dem Haus retten wollten, wurden diese vom Mob mit Pfählen und Knüppeln angegriffen. Rapa Lupian Lăcătuș starb in Folge der Angriffe an inneren Blutungen, sein Bruder Aurel Pardalia n Lăcătuș wurde ebenfalls vom Mob gelyncht. Zu diesem Zeitpunkt ergriff Panik die verbliebenen Roma in der Ortschaft, welche versuchten ihre Kinder und Angehörigen in Sicherheit zu bringen. Nach dem Lynchmorden brannte der Mob 13 weitere Roma-Häuser ab und zerstörte Autos und Ställe. Das *European Roma Rights Center* (ERRC), eine etablierte NGO, die auf internationaler Ebene tätig ist, spricht von rund 30 Pogromen gegen Roma, welche allein in Rumänien in der 90er Jahren stattfanden. Die Berichte über die Welle der Pogrome gegen Roma im post-kommunistischen Rumänien lesen sich wie Schauergeschichten aus einer vergangenen Zeit. Mit Fackeln, Knüppeln und Mistgabeln bewaffnete Anwohner, welche brandschatzen und Roma, auch Frauen und Kinder, brutal angreifen und verjagen. Polizisten, welche nichtsahnende Roma, die gerade

von der Arbeit heimkehren und mitten im Pogrom landen, verschleppen und stundenlang misshandeln und immer wieder Roma Familien, welche in Panik vor dem Mob fliehen, bei Verwandten im Nachbarort Unterschlupf finden oder sich in Ställen, im Wald verstecken müssen. Die Gewalt gegen Roma fand nach den Turbulenzen des Falls des Ostblocks kein Ende. 1990 – 2012 fanden in Europa weit über 100 Pogrome und pogromartige Ausschreitungen gegen Roma statt. Neben Pogromen mit Hunderten Angreifern, Überfällen auf Wohnhäuser und deren Bewohner durch kleinere Gruppen von 10 – 50 Personen fallen hierunter auch brutale Angriffe und regelrechte Hetzjagden in der Öffentlichkeit, versuchte Angriffe auf Roma-Viertel, welche nur durch Polizeigewalt verhindert werden konnten und etliche andere Gewalttaten, welche von nicht-staatlichen Akteuren unternommen wurden. In vielen Fällen war eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Roma und Nicht-Roma der Vorwand, um unbeteiligte und nichtsahnende Familien in ihren Häusern anzugreifen, ihr Eigentum willkürlich zu zerstören und sie obdachlos zu machen.

Solche Fälle wurden in internationalen, mit Menschenrechtsfragen beschäftigten Gremien,



Der Terror zog sich noch bis zum nächsten Tag hin, als Roma, welche versuchten in den zerstörten Häusern nach Habseligkeiten zu suchen, von verbliebenen Gruppen geschlagen oder von Polizisten mit Pfefferspray drangsalieren wurden.

immer wieder thematisiert. Einige Fälle wurden auch vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verhandelt. Jahrelange Interventionen und Klagen durch Menschenrechtsorganisationen führten zumindest auf dem Papier zu verschärften Gesetzen hinsichtlich rassistisch motivierter Verbrechen und Hetze, speziellen Ausbildungsprogrammen bei Justiz und Polizei und nicht zuletzt einer öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Das erschreckende Resultat all dieser Anstrengungen ist, dass die unmittelbare physische Bedrohung für Roma, weiterhin präsent ist. In ganz Europa werden Roma immer wieder Opfer von Gewalt. In Staaten wie z. B. Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Ukraine und Russland sind Roma von brutaler Gewalt

bedroht. Innerhalb dieser Staaten gibt es regionale Unterschiede, welche sich vor allem in einem unterschiedlichen Vorgehen von Polizei und Justiz äußern. Doch gibt es Regionen, Städte und Gemeinden in denen Hunderttausende Roma nicht potentiell, sondern real der elementarsten Bürgerrechte beraubt sind.

Wenn Familien mit Eisenstangen in ihren Häusern angegriffen, Eigentum und Heim zerstört werden, während Polizei, Verwaltung und Justiz unter fadenscheinigen Vorwänden völlig untätig bleiben oder – schlimmer – in vielen Fällen die Opfer nach den Gewalttaten noch bedrohen und drangsalieren, muss man aufhören von Diskriminierung zu sprechen. Diskriminierung beschreibt eine sekundäre Benachteiligung einer Bevölkerungsgruppe in Bereichen wie Schulwesen, Arbeitsmarkt, Wohnen etc. Angriffe auf die physische Unversehrtheit, die Sicherheit der Familie, eine entschädigungslose Zerstörung von Eigentum und Heim bilden hier eine Ausnahme. Demgegenüber sind Hunderttausende Roma nicht allein Ziel dieser Diskriminierung, sondern mit allen Konsequenzen vogelfrei. Der entsprechende Begriff lautet Verfolgung.

Ungachtet der beschriebenen Maßnahmen gegen die Eskalation der Gewalt sind

Roma in Europa massiv bedroht. Zu den Pogromen und Ausschreitungen müssen auch noch viele vereinzelte tödliche Angriffe und unzählige nicht-tödliche Attacken mitbedacht werden. In Bulgarien kam es im September 2011 nach einem durch einen Roma verursachten Tod eines Nicht-Roma in mindestens 7 Ortschaften und Städten zu Angriffen auf Roma oder Auseinandersetzungen zwischen Polizei und zum Teil mit Hämmern, Messern und selbst gefertigten Sprengkörpern bewaffneten Demonstranten, welche nur mit Gewalt daran gehindert werden konnten, Roma-Viertel anzugreifen. Zu schweren Angriffen kam es in den letzten Jahren u.a. in der Tschechischen Republik, Italien und Ungarn. Die Verfolgung der Roma in Europa lässt sich allein mit der Situation der Afroamerikaner um die Jahrhundertwende vergleichen, als weiße Rassisten im großen Stil Lynchmorde und Pogrome verübten und dabei auf wenig Gegenwehr stießen. Die Verfolgung der Roma wirft auch ein bezeichnendes Licht auf die linke Zivilgesellschaft, welche offensichtlich jahrelang verschlafen hat, das mitten in Europa Pogrome wieder möglich sind. Das Ende dieser Gewalt ist nicht abzusehen. □

BUNDESPRESSEDIENST ÖSTERREICH

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

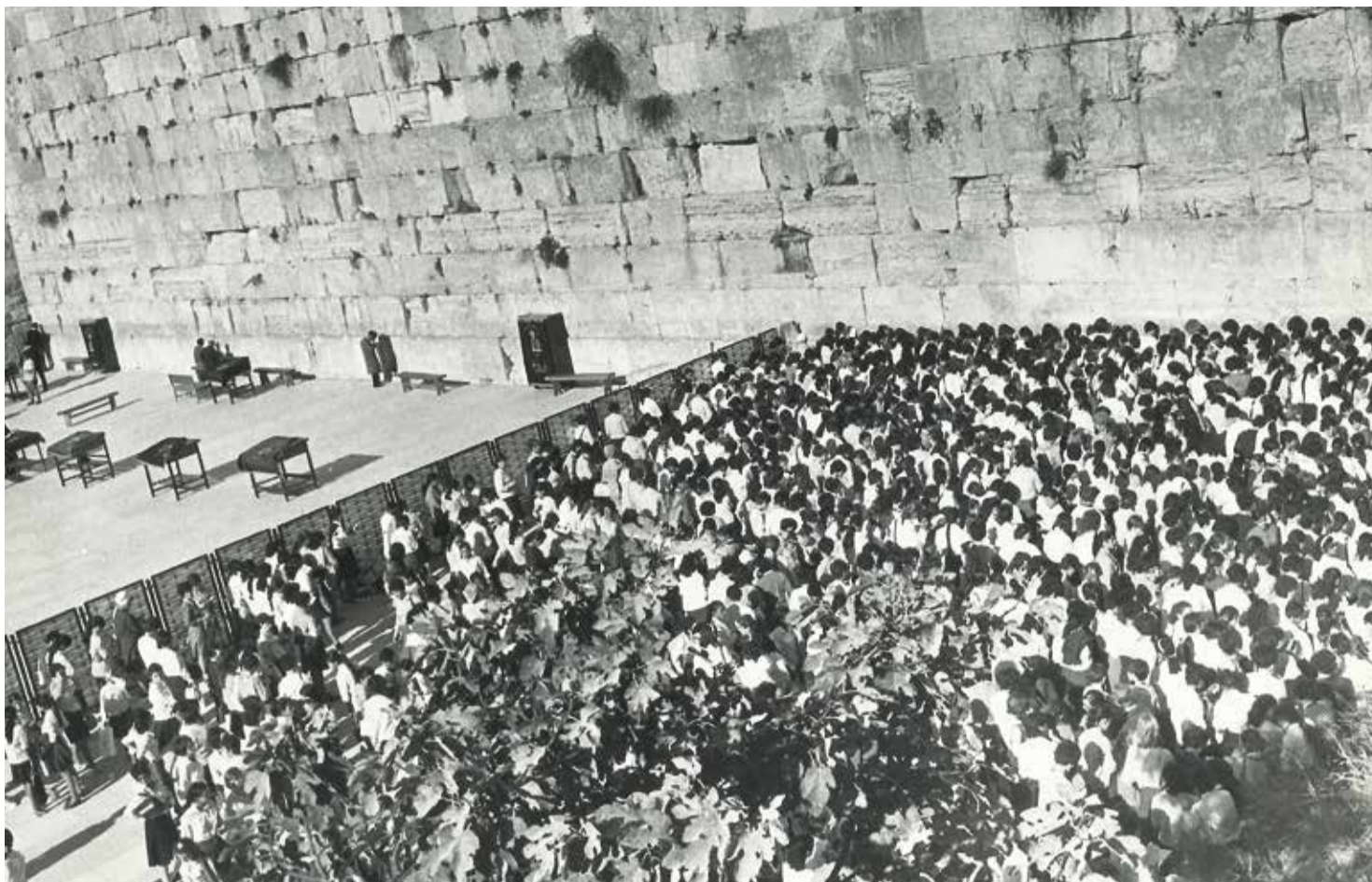
Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und Unterstützung zu E-Government, Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflegasse), 1014 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr

help.gv.at





Die Klagemauer

Die 40 Meter hohe, 4,7 Meter tiefe und 57 Meter lange Klagemauer ist mit mehr als 10 Millionen Besuchern Israels beliebteste Touristenattraktion. Sie ist der einzig frei sichtbare Teil der 488 Meter langen westlichen Stützmauer, die König Herodes errichten ließ, um den Vorhof des zweiten Tempels zu erweitern. Für Juden gilt sie seither als heiligste Stätte auf Erden, weil sie dem „Allerheiligsten“ des vor 2000 Jahren zerstörten Tempels, in dem die Bundeslade aufbewahrt wurde, am nächsten ist. Sieben Reihen massiver herodianischer Steine sind heute sichtbar, 17 weitere Reihen befinden sich unter der Erde. Die Frauensektion ist 12 Meter lang, Männern stehen 48 Meter zum Beten zur Verfügung.

HEILIGER STREIT

Die Klagemauer in Jerusalem gilt Juden in aller Welt als religiöser Mittelpunkt. Doch der Streit darüber, wer die Gebetsrituale vor Ort festlegen darf, hat sich von theologischer Debatte zum Kulturkampf gemausert. Jetzt ist sogar der Zusammenhalt der Regierung bedroht.

GIL YARON

Sie gilt als wichtigste Touristenattraktion Israels: Rund zehn Millionen Menschen besuchen jährlich die Klagemauer in Jerusalem. Doch das über 2000 Jahre alte Bauwerk des biblischen König Herodes, das einst dazu diente, den Vorhof des zweiten Tempels zu erweitern, ist weitaus mehr als nur eine Sehenswürdigkeit die von Touristen voller Ehrfurcht abgeleuchtet wird. Selbst für Nicht-Juden hat die Mauer, deren Steine schon von Jesus bewundert worden sein dürften, eine besondere Bedeutung, ließ schließlich auch US-Präsident Barack Obama es sich nicht entgehen, einem alten jüdischen Brauch folgend, einen Zettel mit einem frommen Wunsch zwischen die fingergroßen Ritzen der mannshohen Kalksteine zu stecken. Hier soll Gott besonders aufmerksam zuhören und die Wünsche auf den sorgfältig gefalteten Papierschnitzeln mit hoher Priorität erfüllen. Doch die besondere Bedeutung der gewaltigen Konstruktion weckt gleichzeitig den Wunsch, den Zugang zu ihr zu kontrollieren. Die Klagemauer ist neuerdings Anlass für einen Streit, der nicht nur die neue Regierung Benjamin Netanjahus, sondern auch die für Israel wichtigen Beziehungen zur jüdischen Diaspora bedroht.

Am Anfang jedes hebräischen Monats wird der riesige Vorhof vor der altherwürdigen Stützmauer zur Arena des eskalierenden Kulturkampfes zwischen progressiven und orthodoxen Juden. Vergangene Woche empfingen hier tausende junge Tora-Schüler die Mitglieder einer Organisation religiöser Frauen mit hasserfüllten Blicken: Mit Trillerpfeifen wollten sie das Gebet der Damen verhindern. Sie warfen Windeln, volle Mülltüten und Wasserflaschen, oder bespuckten Frauen und Polizisten, die sie schützten. Acht Personen wurden verhaftet. Anlass für die Konfrontation: Nach jahrzehntelangem Kampf war es den *Frauen der*

Klagemauer (women of the wall – WOW) endlich gestattet worden, genau wie Männer zu beten.

Der Streit, wie man an der Klagemauer beten darf, bedroht inzwischen Benjamin Netanjahus Regierung. Bislang hatten Vertreter der ultra-orthodoxen Juden, die sich selbst Haredim – die Gottesfürchtigen – nennen, als unerlässliche Koalitionspartner in religiösen Fragen das Sagen. Ihre Macht nutzten sie, um jede Modernisierung zu verhindern. Deswegen sind in Israel Zivilehen unmöglich, fahren am Sabbat keine Busse, müssen Hotels sich an die Jahrtausende alten Regeln der Kaschrut halten. Die Haredim erwirkten zudem vor Jahren den Erlass des *Gesetzes zum Schutz heiliger Stätten*. Das untersagt nicht nur das „Hausieren, das Schlachten von Tieren, rauchen, trinken und essen“ vor Ort, sondern auch, „religiöse Zeremonien in Abweichung von etablierten Bräuchen oder in unangemessener Kleidung“ abzuhalten. Im Detail bedeutete das bisher, dass Frauen an der Klagemauer nicht das tun durften, was traditionell Männern vorbehalten war: keine Gebetsschals über die Schulter werfen, sondern nur bunte Tücher um den Hals tragen; nicht laut das Totengebet aufsagen, sondern nur Psalmen zitieren; und nicht aus der Thora vorlesen. Vergehen wurden mit bis zu sechs Monaten Haft oder 100 Euro Buße geahndet.

Mehrere Entwicklungen bedrohen nun das Primat der Haredim. Zuletzt wuchsen die Spannungen mit der jüdischen Diaspora. Während Teile Israels immer strenger orthodox werden, gehört die Mehrheit der Juden in den USA „progressiven“ Gemeinden an. Im Gegensatz zu den Haredim herrscht hier Geschlechtergleichheit, auch Frauen werden als Rabbiner ordiniert. Die Kluft zwischen beiden Gesellschaften wächst. In den USA betrachtete man mit wachsender Befremdung, wie in den vergangenen Monaten mehr als

40 überwiegend amerikanische Aktivistinnen von der israelischen Polizei verhaftet wurden, weil sie mit Gebetsschal zur Klagemauer kamen. Für Israel ist das mehr als ein religiöses Problem: Gute Beziehungen zu den US-Juden sind lebenswichtig. Sie stellen nicht nur 18% aller Touristen, sondern üben politischen Einfluss in Washington aus und spenden jährlich rund 2 Milliarden US\$ an wohltätige Organisationen in Israel.

Auch im Inland eskaliert der Konflikt zwischen Säkularen und Haredim. Dieser Streit trug im Januar zum Wahlerfolg säkularer, anti-religiöser Parteien bei, die erstmals eine Koalition ohne ultra-religiöse Parteien ermöglichten. Die will die Haredim jetzt zurückdrängen. Ein erster Schritt war ein Gerichtsurteil Ende April, das das Gesetz neu interpretiert. Statt die orthodoxe Auslegung der Tradition zu akzeptieren, legte Richter Moshe Sobell fest, dass „das Tragen eines Gebetsschals nicht als Vorwand dienen“ könne, um Frauen zu verhaften. Sobell berief sich auf ein Urteil des Obersten Gerichtshofes, das schon 1994 festlegte, dass „Traditionen sich verändern“. Daher solle „ein pluralistischer Ausdruck von Bräuchen gestattet und eine tolerante Haltung gegenüber verschiedenen Überzeugungen eingenommen“ werden. Damit harmoniert der Richter mit der öffentlichen Meinung: Laut einer neuen Umfrage unterstützen 48% der Israelis das Recht der Frauen, so zu beten wie sie wollen. Nur 38% sind dagegen.

Der Minister für religiöse Angelegenheiten Naftali Bennett versprach seinen religiösen Wählern nun, dagegenzuhalten und neue Statuten zu erlassen. Wenn WOW sich nicht auf einen Kompromiss einlasse, werde er als verantwortlicher Minister einfach den orthodoxen Brauch zur offiziellen Messlatte erklären. Doch Bennett machte seine Rechnung ohne Justizministerin Zipi Livni. Die erklärte umgehend in einem veröffentlichten Brief, sie werde Bennetts Statuten nicht unterschreiben – eine notwendige Prozedur, um diese rechtsgültig zu machen: „Ich glaube, die Zeit ist von einem legalen und sozio-kulturellen Punkt her reif, um tolerante und pluralistische Richtlinien an der Klagemauer umzusetzen“, schrieb Livni. Je mehr der Kampf um den Gebetsritus an der Klagemauer so zum Stellvertreterkrieg um den zivilen und religiösen Charakter Israels wird, desto ferner scheint ein Kompromiss in dieser Frage möglich. □

1943 – DAS JAHR DER GROSSEN WENDE

Ein Zeitzeugenbericht

RITA KOCH

Es war ein heißer Sommer im Jahr, das mit der Rückeroberung von Stalingrad durch die sowjetische Armee begonnen hatte. Hoch oben, über den mit üppig grünen Wäldern bedeckten Gipfeln der Sila, umkreiste das kleine Flugzeug in sich ständig wiederholenden gleichen Runden das Gebiet, auf dessen Hängen der höher gelegene Ortsteil von Celico lag. Es glänzte silbern und so harmlos in der Sonne. Dieser mysteriöse und seltsame Vorgang dauerte viele Tage. Es handelte sich obendrein sicher um einen feindlichen Flieger. Die englische 8. Armee war schon vor Wochen auf Sizilien gelandet und wir hofften innigst auf die Ankunft der Alliierten am Festland, bei uns in Kalabrien. Die Anwesenheit der deutschen Wehrmacht war in jedem Sinne bedrohlich, denn sie bereiteten Abwehrmaßnahmen vor und sprengten alle Brücken und Zufahrtsstraßen. Unsere ländliche Ruhe hatte sich in Angst und Schrecken verwandelt, auch wegen der schweren Bombenangriffe der Engländer in den heißen, klaren Sommernächten. Im Ort tuschelte man von einem geheimen Flughafen der Wehrmacht, versteckt in den Wäldern der Sila, den der silberne kleine Flieger auskundschaften sollte. Da im Krieg immer wieder eine Menge Gerüchte kursierten, wollte niemand an das „Märchen“ des geheimen Flugplatzes glauben. Eines Tages aber war der Späher der Lüfte verschwunden und auf der Autostraße, die von der Sila durch unser Dorf in die Stadt führte, rollten ununterbrochen Wehrmachts-LKWs ins Tal, voll beladen mit schwer beschädigten Flugzeugteilen. Also hatte das Gerücht gestimmt – und die Freude war grenzenlos. Die Wehrmacht zog zur Gänze ab, Angst und Spuk waren wie durch einen Zauber vorbei. Wir waren gerettet.

Drei Monate nach der Landung in Sizilien begrüßte am 3. September 1943 – der historischste Tag im Leben aller in Kalabrien verbannten Juden (über 2000 Personen allein im Konzentrationslager Ferramonti-Tarsia) – ganz Celico euphorisch die Jeeps und Militärlastwagen der 8. Armee Großbritanniens, die schon vorher ganz Afrika befreit hatte und sich nun anschickte, die Deutschen aus Italien und den Rest Europas zu vertreiben. Unsere Rettung, die Stimmung und die Emotionen bei der Ankunft der Engländer, die beiderseitige Verbrüderung und Freude sind nicht zu beschreiben. Einige Tage später, am 8. September, unterschrieb Italien die Kapitulation, die befreiten Landesteile verbündeten sich mit den Alliierten und marschierten nun gemeinsam gegen das Deutsche Reich. Was für eine Gunst war uns vom Himmel geschenkt worden, während im Rest Europas das Abschlagen unseres Volkes erst begonnen hatte... Es war der Anfang vom Ende des 2. Weltkriegs.

Der Umbruch hatte sich bereits angekündigt, als fast ein Jahr zuvor mit der großen Schlacht von El Alamein der hochgejubelte Afrikafeldzug von Reichsmarschall Rommel durch den Sieg der Engländer zum Stillstand kam. Die Deutschen, die sich schon in Kairo flanieren sahen, mussten ganz Afrika aufgeben und den Kontinent verlassen. Dadurch war auch eine große Gefahr für den Mittleren Osten abgewendet worden: in Syrien, im Irak, ja selbst im Iran waren hitlertreue Regime an der Macht, die sich gegen England und Frankreich gestellt hatten und der Jischuw in Erez Israel war über alle Maßen durch den Vormarsch der Deutschen in Afrika bedroht. Von Anfang an kämpften die Juden mit den Alliierten auf allen Fronten mit,



Moshe Dayan, der legendäre Militärexperte und charismatische Politiker.

Moshe Dayan verlor sein Auge bei einer Schlacht in Syrien. Die Jüdische Brigade jedoch entstand erst während des Italien-Feldzugs, als Einheit der 8. Armee.

Der Italienfeldzug, der so glücklich durch die rasche Eroberung von Sizilien begonnen hatte und durch den Abzug der Deutschen aus Kalabrien, Basilicata und Apulien mit großer Freude der Bevölkerung fortgesetzt wurde, kam aus Mangel an Nachschub in Schwierigkeiten, die die Deutschen reichlich ausnützten: sie besetzten das noch nicht befreite Land und nahmen die italienische Armee gefangen.

Noch vor der mutigen Landung der 8. Armee in Sizilien hatte es in Italien den Aufstand der faschistischen Hierarchie, u.a. angeführt von Mussolinis Schwiegersohn, Graf Gian Galeazzo Ciano, gegeben: bei der Sitzung des Obersten Rates der Partei am 25. Juli 1943 wurde Mussolini aller seiner Ämter enthoben und in die Verbannung auf den Gran Sasso geschickt. Marschall Badoglio wurde vom König zum Ministerpräsidenten ernannt und führte zum Entsetzen der Bevölkerung den Krieg an der Seite Deutschlands weiter. Es war nicht die Erlösung, die man am 25. Juli sehlichst erträumt hatte, auch weil man nicht wusste, dass die neue italienische Regierung heimlich dabei war, den Waffenstillstand mit den Alliierten

auszuverhandeln, der dann ja am 8. September in Kraft trat. Diese Verzögerung führte dazu, dass die Deutschen sich in Mittelitalien sammelten und im ganzen Rest von Italien die Macht übernehmen konnten. Das war der Beginn des Kampfes der Partisanen und der Judendeportationen, allein aus Rom wurden über 8000 Juden in die Vernichtungslager geschickt. Mussolini wurde von seiner Gefangenschaft mit Gewalt befreit und Oberhaupt der neuen Republik von Salò, natürlich total unter deutscher Kontrolle. So war der Duce nicht nur entmacht, sondern ganz zum Mittäter der Nazis und seiner rabiaten Faschisten geworden. Italien konnte sich erst im April 1945 durch eigene Kraft befreien und Mussolini wurde von den Partisanen, die ihn auf der Flucht stellten, hingerichtet.

Ein einschneidendes Ereignis für die Italiener, die den Krieg und die Deutschen schon immer gehasst hatten, war die Exekution der Besatzung

des italienischen Marinestützpunktes auf der griechischen Insel Kefalonia: die über 5000 Soldaten wurden zwischen 18. und 23. September von deutschen Gebirgsjägertruppen abgeschlachtet. Nur eine Randbemerkung über die in den Nazimorden „nicht“ involvierte Wehrmacht...

Man kann über die zahlreichen einschneidenden und den Ausgang des 2. Weltkriegs bestimmenden Umwälzungen auf allen Kriegsschauplätzen des Jahres 1943 in der ganzen Welt, ein Ereignis nie oft genug erwähnen: am 19. April begann der Aufstand des Warschauer Ghettos. Drei Wochen lang verteidigten die dort noch verbliebenen Juden ihr Leben gegen ein Großaufgebot der Wehrmacht und konnten so, in heldenhafter Weise, der ganzen Welt zeigen, dass sich die Juden nicht ohne Widerstand zur Schlachtbank führen lassen.

Die Niederlage des „unbesiegbaren“ Rommel in Afrika, der Sieg der UdSSR in Stalingrad, der Aufstand des Warschauer Ghettos: 1943 war ohne Zweifel das große Jahr der Kriegswende und der Anfang vom Ende Hitlers. Was niemand vorher glauben und erhoffen konnte schien nunmehr möglich und die Welt begann aufzuatmen und positiv in die Zukunft zu blicken. Niemand konnte jedoch den noch so langen und blutigen Weg vorhersehen: Millionen Tote, zerstörte Länder und Städte und die totale Vernichtung des europäischen Judentums. Nur mit der 1943 entzündeten Hoffnung konnten die Überlebenden all das überstehen. 70 Jahre sind seither vergangen und wer heute noch lebt, meint, es sei gestern gewesen... Viel hält er aus, der Mensch auf Erden. □

Die Niederlage des „unbesiegbaren“ Rommel in Afrika, der Sieg der UdSSR in Stalingrad, der Aufstand des Warschauer Ghettos: 1943 war ohne Zweifel das große Jahr der Kriegswende und der Anfang vom Ende Hitlers.

Unsere Rettung, die Stimmung und die Emotionen bei der Ankunft der Engländer, die beiderseitige Verbrüderung und Freude sind nicht zu beschreiben.

www.bmf.gv.at

Wiedersehen macht Freude: Bis bald, auf Ihrem Bankkonto.

Ein Service des Finanzministeriums.

Die Arbeitnehmer/innenveranlagung sorgt für ein freudiges Wiedersehen mit Ihrem Geld – zum Beispiel für Ihren nächsten Urlaub. Am besten machen Sie jetzt gleich Ihre Arbeitnehmer/innenveranlagung ganz bequem auf www.finanzonline.at. Ihr Finanzministerium unterstützt Sie dabei mit vielen Services auf www.bmf.gv.at/services.

Entgeltliche Einschaltung

Machen Sie Ihre Arbeitnehmer/innenveranlagung auf www.finanzonline.at. Vertvolle Tipps und Infos auch auf www.bmf.gv.at/services und facebook.com/finanzministerium

WASSER ODER BLUT

Äthiopien hat den Bau eines Damms am Blauen Nil begonnen und leitet ihn dafür um. Ägypten fürchtet nun akuten Wassermangel, und droht mit „allen Optionen“. Die Wasserkrise könnte außen- und innenpolitische Konsequenzen haben.

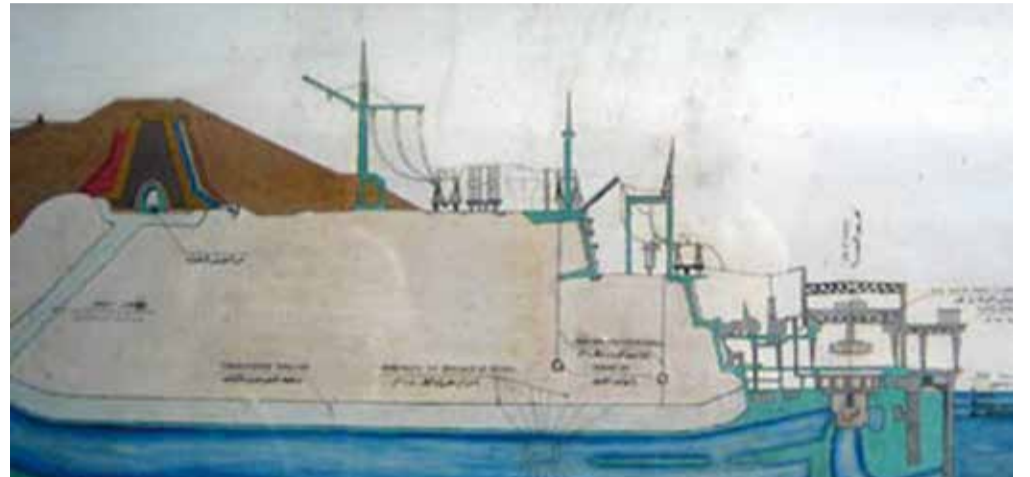
GIL YARON

Ägypten, sagt ein arabisches Sprichwort, sei ein Geschenk des Nils. Mehr als 90 Millionen Ägypter sind vom Wasser des längsten Flusses der Welt abhängig. Doch nun wollen andere diese Lebensader anzapfen. Äthiopien hat damit begonnen, den größten Staudamm Afrikas zu bauen. In zwei Jahren soll der Renaissance Damm 6000 Megawatt Strom produzieren. Doch zuvor muss ein gewaltiger Stausee mit 74 Millionen Kubikmeter Wasser gefüllt werden. Das, so fürchten viele Ägypter, könnte eine Katastrophe bedeuten. Sie wollen, dass Präsident Muhammad Mursi Addis Abeba entschlossen entgegentritt – notfalls mit Gewalt.

Denn Ägypten hat ohnehin zu wenig Wasser – mit 640 Kubikmeter im Jahr pro Kopf rund 30% weniger als im Weltdurchschnitt. Im Jahr 2050 sollen bereits 150 Millionen Menschen im Land leben. Dafür benötigt Ägypten jährlich 21 Milliarden Kubikmeter mehr Wasser – für gewaltige Entsalzung fehlt dem hoch verschuldeten Staat aber das Geld. Bisher standen Kairo etwa 85% des Nilwassers zu. Dieses Anrecht basiert auf Verträgen, die Großbritannien 1929 und 1959 als Kolonialmacht festlegte. Acht Anrainerstaaten an den Quellen

des Nils berücksichtigte man dabei nicht. Das wollten die nicht mehr hinnehmen. Mitte 2010 verfassten sechs Staaten – Äthiopien, Uganda, Kenia, Tansania, Ruanda und Burundi – ohne Ägypten und Sudan einen neuen Vertrag, um die Wasser des Nils „gerechter“ aufzuteilen. Äthiopien setzt diesen Vertrag jetzt um – was in Kairo Sorge auslöst. Mehr als 3 Milliarden Kubikmeter Wasser, so fürchten ägyptische Experten, könnten jährlich im Stausee verdampfen. Und solange der See gefüllt werde, könne Ägypten jährlich 15 Milliarden Kubikmeter weniger Wasser erhalten.

Präsident Muhammad Mursi soll den Bau des Damms deswegen verhindern. Die Opposition fordert ein unbeugsames Auftreten Mursis: „Wir stehen vor einer Katastrophe, wenn wir nicht sofort und entschlossen handeln“, schrieb die Reform und Entwicklungspartei in einem Kommuniqué, in dem sie den Präsidenten für „den bevorstehenden Wassermangel“ verantwortlich machte. Mursi reagierte mit harter Rhetorik. Wenn auch „nur ein Tropfen vom Wasser des Nils gestohlen wird, dann ist die einzige Alternative, dass wir unser Blut geben“, sagte er am Montag. Alle Optionen stünden offen. Das belastet die Be-



Hochstaudamm am Nassersee in Assuan

ziehungen mit Äthiopien weiter, nachdem eine Krisensitzung mit der Opposition bereits zum Eklat geführt hatte. In der live im Fernsehen übertragenen Besprechung hatte ein Parteiführer vorgeschlagen, Äthiopien mit Hilfslieferungen an Rebellen zu destabilisieren: „Wenn dieser Ansatz scheitert, bleibt keine andere Wahl, als den Damm mit Hilfe unseres Sicherheitsdienstes zu zerstören“, meinte Junis Machiun von der Nur Partei.

Noch schließt die Regierung eine militärische Lösung aus: „Wir rufen nicht zum Krieg auf“, sagte Mursi, und betonte, Dialog sei die beste Lösung. Vertreter der koptischen Kirche sollen jetzt mit der christlichen Regierung Äthiopiens verhandeln. Addis Abeba schloss jedoch bereits einen Baustopp am 12 Milliarden Dollar Projekt kategorisch aus. □

**DER
LEINER
MOMENT:
WENN SIE SICH
VOR HERZKLOPFEN
SETZEN MÜSSEN.**



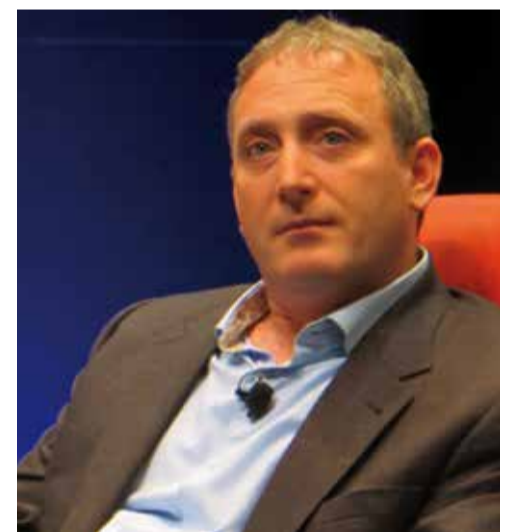
Leiner

GOOGLE GREIFT SICH WAZE

Google sichert sich den heftig umworbenen israelischen Navigationsdienst Waze. Der US-Technologiekonzern bestätigt den Kauf, nennt aber keinen Kaufpreis. Die kolportierte Milliardensumme beflügelt aber bereits die Phantasie des israelischen Regierungschefs Netanjahu, der den Waze-Gründern rasch gratuliert, um sich dann über die zu erwartenden Staatseinnahmen aus dem Deal zu freuen.

Im Kampf um Werbeeinnahmen auf mobilen Geräten hat sich Google das israelische Navigations-Startup Waze einverleibt und dabei Facebook ausgestochen, die sich Medienberichten zufolge ebenfalls für Waze interessiert hatten. Google bestätigte den Geschäftsabschluss, nannte aber zunächst nicht den Kaufpreis für das auf mobile Kartendienste spezialisierte Unternehmen. Die Nachrichtenagentur Reuters meldete unter Berufung auf Unternehmenskreise die Summe von 1,3 Mrd. Dollar. Waze soll laut Google zunächst nicht in den Konzern integriert werden.

Zusatzdienste, die auf Smartphones oder Tablet-PCs genutzt werden können, werden für Technologiekonzerne wie Google, Yahoo oder das größte Online-Netzwerk Facebook immer wichtiger. Denn mit ihnen steigt auch die Nutzung von mobilen Geräten und damit die potenziellen Werbeeinnahmen, die über sie generiert werden können. Mit Hilfe von Waze will Google seinen eigenen Kartendienst Google Maps verbessern. Im Gegenzug sollen die Google-Suchfunktionen das Kernprodukt von Waze ergänzen. „Stellen Sie sich vor, Sie erhalten Verkehrsmeldungen in Echtzeit von Freunden und anderen Reisenden, die Ihnen voraus sind – etwa ‚Ich stecke im Stau auf der linken Spur fest‘ – und Sie bekommen



Noam Bardin

schnellere Wege gezeigt, die andere fahren“, erläuterte der Vize-Präsident von Google Geo, Brian McClendon die Idee. Waze verwendet die Satelliten-Signale der Smartphones, um den Nutzern Karten- und Verkehrsdaten in Echtzeit zur Verfügung zu stellen. Die App ist kostenlos, Geld kommt durch Werbung und den Verkauf von Kartendaten rein. Das erst vor vier Jahren gegründete Unternehmen hat 47 Mio. Mitglieder und 100 Mitarbeiter. Nach Bekanntwerden des Deals gratulierte der israelische Regierungschef Benjamin Netanjahu Waze-Chef Noam Bardin: „Gratulation, Sie haben israelische Technologie weltweit sichtbar gemacht. Sie tragen damit auch dazu bei, die Staatskasse zu füllen, was in diesen Zeiten sehr willkommen ist“, teilte Netanjahu mit. „Ich warte nun auf Ihr nächstes Start-up“, fügte der Ministerpräsident laut einer Mitteilung seines Büros hinzu. □

INTENSIVIERUNG JÜDISCHEN ERBES IN EUROPA



Roman Grinberg

In einem Gespräch mit der INW skizzierte Joel Rubinfeld, Co-Vorsitzender des Parlaments und ehemaliger Vizepräsident des European Jewish Congress die konkreten Aufgaben. Heute gilt es vor allem, dem wachsenden Antisemitismus in Europa zu stellen, wobei er zwischen den althergebrachten rassistischen und dem neuen, der sich vor allem im Antizionismus manifestierte, unterschied. Während im Osten Europas vor allem Antisemitismus alter Prägung vorherrscht, stehen im Westen Israelkritik und Israelhass im Vordergrund. Aber auch die Pflege der jüdischen Kultur ist für die einzelnen Gemeinden sehr wichtig. Finanziert werden die Aktivitäten des EJP hauptsächlich von zwei ukrainischen Philanthropen, die auch hinter der Gründung des European Jewish Parliament stehen: Vadim Rabinovich, Co-Vorsitzender des Parlaments, und Igor Kolomoisky, der Präsident der European Jewish Union. Sie haben verstanden, dass es wichtig ist, darauf zu achten, dass es in Europa auch weiterhin jüdisches Leben gibt. Und sie haben die Mittel dazu, das Judentum zu promoten. Wenn man sich übrigens ansieht, woher die großen Initiativen für das Judentum in Europa in den letzten fünf, zehn Jahren kommen, muss man sagen: aus dem Osten. Hier hat sich etwas geändert. Auch der jetzige Präsident des European Jewish Congress, Moshe Kantor, kommt aus Russland. Im Westen ist man nun seit vielen Jahrzehnten an die Demokratie gewöhnt. Rabinovich, Kolomoisky, Kantor: Sie wissen, was es heißt, in einem totalitären Regime zu leben. Und sie wissen: Man muss aktiv werden, wenn man etwas verändern will.

So konnte man die verfallene Synagoge in Montenegro mit Hilfe des EJP wieder errichten. Die 300 Mitglieder dieser kleinen Gemeinde haben nun einen Ort wo sie ihre Religion ausüben können. Bezüglich der Nahostpolitik der EU äußerte sich Rubinfeld eher skeptisch und gab zu bedenken, dass der sogenannte arabische Frühling deutlich die immensen Differenzen innerhalb der betreffenden Gesellschaften aufgedeckt habe. Die Verhandlungen über einen selbständigen Palästinenserstaat hängen nicht nur vom Siedlungsstopp sondern auch von den bisher unüberwindbaren Differenzen zwischen Hamas und Fatah ab. Als sich Israel vor acht Jahren aus dem Gazastreifen zurück zog, hoffte man auf ein friedliches nebeneinander, leider

Die Ziele des erst vor eineinhalb Jahren gegründeten „European Jewish Parliament“ EJP sind sehr vielfältig, sie dienen aber vor allem dazu auf das jüdische Erbe Europas hinzuweisen und darüber hinaus zu sichern, dass in Zukunft Juden einen positiven Beitrag für Europa leisten können. Dem Parlament gehören 120 Abgeordnete aus 45 Ländern an, die über das Internet gewählt wurden. Wichtige Aufgabenbereiche werden durch verschiedene Ausschüsse wahrgenommen – wie jüdische Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Erziehung und Sport, Medien insbesondere die neuen sozialen Netzwerke, Kampf gegen Antisemitismus sowie ein politischer und kultureller Dialog mit Christen und Moslems.

JOANNA NITTENBERG



Joel Rubinfeld

entwickelte sich Gaza zu einem Zentrum von Terrorismus mit andauernden Raketenangriffen auf die israelische Bevölkerung. Die Machtlosigkeit der Welt gegenüber Gewalt zeigt sich auch in der politischen Beurteilung der Vorgänge in Syrien. Für Rubinfeld ist die Wahl zwischen Rebellen und der Regierung wie die Wahl zwischen Pest und Cholera...

Der Wiener Besuch galt aber einem viel erfreulichen Ereignis – dem ersten Jewish Choir Festival – *Shir Lashalom A Song for Peace*, das diesmal in Wien stattfand. Roman Grinberg, Leiter der jüdischen Chors in Wien, der ohne sein Wissen im Internet zum Vorsitzenden der Kulturkommission des EJP gewählt wurde, gelang das fast Unglaubliche – er schaffte es jüdische Chöre aus 18 Städten Europas nach Wien zu bringen. Rund 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nahmen am *European Jewish Choir Festival – Vienna 2013* teil: Jüdische Chöre aus Amsterdam, Belgrad, Berlin, Brüssel, Dijon, Lemberg, Marseille,

Nantes, Nizza, Paris, Rom, St. Peterburg, Toulouse, Utrecht, Wuppertal und Wien. Die Idee eines gemeinsamen Auftritts kam Roman Grinberg, der sich seit fast 30 Jahren als bekannter und anerkannter Künstler für ein Revival jiddischer und jüdischer Musik einsetzt

Ziel war es, die Vielfalt jüdischer Musik zu präsentieren und das Resultat war überwältigend.

bei einem Workshop in London an dem noch einige Länder aus Europa teilnahmen. Seine Idee stieß auf große Begeisterung aber auch auf viel Skepsis. Dieses Projekt konnte jedoch nur mit Hilfe zahlreicher Mitarbeiter, die enthusiastisch und mit vollem Einsatz an diesem immensen Vorhaben beteiligt waren, verwirklicht werden. Ziel war es, die Vielfalt jüdischer Musik zu präsentieren und das Resultat war überwältigend. Rund 1500 Zuhörer kamen in das Austria Center um die Präsentation dieser so unterschiedlichen Chöre zu genießen. Es ist schwer Bewertungen abzugeben, aber zweifelsohne waren die Beiträge des ältesten jüdischen Chores aus Belgrad, sowie die originelle Präsentation aus Petersburg und

der Kinderchor unter der Leitung von Shmuel Barzilai einige der vielen Highlights dieses bemerkenswerten Konzerts.

In intensiven Workshops haben die internationalen Chöre gemeinsam mit dem Wiener Jüdischen Chor neue Lieder einstudiert und unter der Anleitung von bekannten Lehrern gezielt an Techniken der jüdischen Musik gearbeitet. Höhepunkt der diversen und in ihrer Art unterschiedlichsten Darbietungen waren drei Lieder, die am Ende des Galakonzerts von allen Sängerinnen und Sängern gemeinsam gesungen wurden.

Adon Olam von Dov Frumer mit Shmuel Barzilai, Oberkantor der Israelitischen Kulturgemeinde in Wien, Ose Shalom von Roman Grinberg und die Hymne des Staates Israel Hatikvah. Das Echo auf diese Veranstaltung war äußerst enthusiastisch und Wien konnte wieder einmal seinem Ruf als Brücke zwischen Ost und West zu agieren, erfolgreich gerecht werden. Das nächste Festival der Chöre soll in Rom stattfinden und die Vorbereitungen haben bereits begonnen. □



PHOTO: Luciano Stöckl

CANNES-SPLITTER

GABRIELE FLOSSMAN

Der Letzte der Ungerechten

So lautet der Titel des neuesten Films von Claude Lanzmann, der im Mai beim 66. Internationalen Festival von Cannes seine vielbeachtete Uraufführung feierte. Lanzmann, der mit monumentalen Werken wie *Warum Israel* (1973), *Shoah* (1985), *Sobibor*, *14. Oktober 1943*, *16:00 Uhr* (2001), oder *Der Karski Report* (2010) zum mahnenden Gewissen des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts wurde, riss das Publikum von Cannes – darunter Hollywood-Regisseur Steven Spielberg – zu stehenden Ovationen hin. Dabei ist auch Lanzmanns neuester, mehr als drei Stunden dauernder Film über den letzten Präsidenten des Judenrats in Theresienstadt, Benjamin Murmelstein, alles andere als eine leichte Kost. *Der Letzte der Ungerechten*, so Murmelsteins Eigendefinition, ist bis heute eine umstrittene Figur. Die Tatsache, dass es die Nazis waren, die in ihren Konzentrationslagern sogenannte „Judenräte“ unter dem Vorsitz eines „Judenältesten“ – so die Nazi-Terminologie – etablierten, machte die jeweils zwölf Mitglieder dieser Gremien zu, meist unfreiwilligen, Kollaborateuren. Claude Lanzmann hatte den einstigen Wiener Rabbiner und letzten überlebenden „Judenältesten“, Benjamin Murmelstein, bereits im Jahr 1975 in Rom interviewt – vierzehn Jahre vor dessen Tod. Dass aus diesem viele Stunden dauernden Interview fast vier Jahrzehnte später ein Film entstanden ist, hat mit Wien zu tun, erzählt Claude Lanzmann in einem Exklusivinterview:

CLAUDE LANZMANN: Vor etwa sieben Jahren wurde ich nach Wien ins Filmmuseum eingeladen, wo man einen Ausschnitt aus meinem Interview mit Benjamin Murmelstein zeigte. Mich hat damals fast der Schlag getroffen! Ich hatte seinerzeit das gesamte Material dem Holocaust-Museum in New York übergeben – mit der Bitte, es Historikern und Studenten für Recherchen zur Verfügung zu stellen. Ich hatte aber nie gedacht, dass man Teile des Materials für eine öffentliche Aufführung herausgeben würde. Ich fühlte mich beraubt, dachte damals aber auch zum ersten Mal daran, dass ich vielleicht gar nicht das Recht habe, die Aussagen eines so wichtigen Zeitzeugen zurückzuhalten. Aber ich wollte selbst derjenige sein, der die Ausschnitte auswählt und dazu meinen eigenen Kommentar sprechen.

Um sein Dokumentarfilm-Vorhaben zu verwirklichen stellte sich Lanzmann bei den Dreharbeiten im vergangenen Jahr auch selbst vor die Kamera. An Originalschauplätzen – in Theresienstadt, im polnischen Nisko und in Wien – erklärt Lanzmann historische Hintergründe und gibt persönliche Kommentare rund um die aufschlussreichen und oft auch provokanten Aussagen Murmelsteins. Murmelstein erweist sich im Gespräch mit Lanzmann als ebenso intellektuelle wie schillernde Persönlichkeit. Auch harte und kritische Fragen beantwortet er schlagfertig, historisch beschlagen und selbstkritisch. Murmelstein erzählt über seine Kontakte zu Adolf Eichmann und über seine Rolle im Konzentrationslager



„Diese Anerkennung zeigt mir, dass den Deutschen das, was sie, ‚Vergangenheitsbewältigung‘ nennen, wichtig ist und dass auch die Österreicher, die damit wesentlich später begonnen haben, die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ernst nehmen.“

Theresienstadt, das von den Nazis als „Vorzeigelager“ getarnt wurde. Zur Illustration zeigt Lanzmann auch Ausschnitte aus dem 1943 entstandenen Propagandafilm *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt*, in dem Theresienstadt unter erzwungener Mithilfe der jüdischen Häftlinge zynisch als „jüdische Mustersiedlung“ vorgeführt wurde, um internationale Beobachter, darunter das Rote Kreuz, von Gerüchten und Berichten über die Vernichtungslager der Nazis abzulenken. Bereits im Jahr 1961 hatte Benjamin Murmelstein in seinem römischen Exil das Buch *Terezin, il ghetto modello di Eichmann* (Theresienstadt, Eichmanns Vorzeige-Ghetto) geschrieben.

Der Ton dieses Buches, in dem Murmelstein mit großem Mitgefühl die Leiden der Opfer in den Vordergrund stellt, unterscheidet sich von dem seines Interviews mit Claude Lanzmann, in dem er sich gegen die Vorwürfe der Kollaboration verteidigt. Konnte er Lanzmann damit überzeugen?

CLAUDE LANZMANN: Ja, ich habe ihm geglaubt. Ich habe eine ganze Woche mit ihm verbracht und jeden Tag stundenlang mit ihm geredet. Er war ehrlich und auch sehr selbstkritisch und schließlich hat er tatsächlich im Rahmen des von Eichmann erzwungenen Auswanderungsprogramms mehr als 120.000 Juden geholfen vor den Nazis zu fliehen. Er hat Adolf Eichmann als Dämon bezeichnet und ich glaube, er hat mit dieser Beschreibung mehr recht als Hannah Arendt. Das Böse in Eichmann war nicht banal. Er war kein Buchhalter des Grauens sondern einer der teuflischen Hauptakteure bei der Vernichtung der Juden.

INW: Intellektuelle wie Hannah Arendt oder Gershom Scholem waren sehr hart in ihrem Urteil über die Vorsitzenden des Judenrats und ihre Verbindungen zu den Nazis. Scholem äußerte sogar die Meinung, dass man den letzten Überlebenden, Benjamin Murmelstein, als Nazi-Kollaborateur hätte hängen sollen. Wie stehen Sie dazu?

CLAUDE LANZMANN: Ich habe Gershom Scholem gut gekannt – aber nicht Hannah Arendt. Scholem war ein sehr sanfter Mann, der im Grunde keiner Fliege was zuleide tun konnte. Als Eichmann bei seinem Prozess in Jerusalem zum Tod durch Erhängen verurteilt wurde, sprach sich Scholem gegen dieses Urteil aus. Was sein Urteil über Murmelstein betrifft, möchte ich diesen selbst zitieren. Im Interview mit mir sagte er: „Scholem

Einzigartiges Dokument: Claude Lanzmanns „Le dernier des injustes“ beim Festival in Cannes. Der Film zeigt eine Begegnung Lanzmanns 1975 in Rom mit dem letzten Judenältesten des Lagers Theresienstadt, Benjamin Murmelstein. Von Jan Schulz-Ojala



war ein großer Gelehrter, aber wenn's ums Aufhängen geht, ist er ein bisschen kapriziös". Diesem Zitat kann ich mich nur anschließen. Für mich war Murmelstein kein Kollaborateur. Eine der Lehren, die ich selbst aus der Arbeit mit dem Film über den *Letzten der Ungerechten* ziehe, ist die, dass es immer wieder Zeiten gab und gibt, in denen man keinen aktiven Widerstand mehr leisten kann. Wo Gewalt herrscht muss man andere Mittel finden um Menschen zu retten. Murmelstein sagte im Interview, dass die Nazis ihn zu ihrer Marionette machen wollten und dass er alles tat, um selbst die eigenen Fäden ziehen zu können.

INW: Was bedeutet es für Sie, dass Ihr Film unter aktiver Mithilfe Österreichs – mit finanzieller Unterstützung des Filminstituts, des Wiener Filmfonds und des ORF entstehen konnte?

CLAUDE LANZMANN: Das bedeutet mir sehr viel! So wie auch der Goldene Bär der Berliner Filmfestspiele, den ich im vergangenen Februar bekommen habe. Diese Anerkennung zeigt mir, dass den Deutschen das, was sie „Vergangenheitsbewältigung“ nennen, wichtig ist und dass auch die Österreicher, die damit wesentlich später begonnen haben, die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte ernst nehmen. In anderen Ländern – wie etwa in Ungarn – ist das leider nicht so. Und auch Frankreich hat noch viel nachzuholen.

INW: Sie sind jetzt 87 Jahre alt. Haben Sie das Gefühl, dass Sie Ihren Teil zur Aufarbeitung der Vergangenheit beigetragen haben, oder sind Sie noch voller Pläne?

CLAUDE LANZMANN: Ich habe tatsächlich noch viel vor und viele Ideen. Der da oben gibt mir trotz meines hohen Alters noch so viel Kraft, dass er offensichtlich noch einiges mit mir vorhat. Und ich bin auch gerne bereit, diese höheren Vorhaben zu erfüllen.

INW: Und warum haben Sie mit dem Film über Benjamin Murmelstein solange zugewartet?

CLAUDE LANZMANN: Ich habe dieses Interview ursprünglich für meinen *Shoah*-Film gedreht, aber es hat da überhaupt nicht hinein gepasst. Der Grundton von *Shoah* ist traurig und ernst. Die Menschen erzählen von ihren tragischen Schicksalen und wie sie den Holocaust überlebten. Das Interview mit Murmelstein hätte nicht in dieses Umfeld gepasst, denn immer wieder blitzt in seinen Aussagen auch sein abgeklärter, jüdischer Humor durch.

Jüdischer Humor – was ist das?

Wie man das Phänomen „jüdischer Humor“ definieren könnte – mit dieser Frage versuchte sich ein deutscher Fernsehjournalist in Cannes näher auseinanderzusetzen. Und dies ausgerechnet in einer Pressekonferenz der Regie-Brüder Joel und Ethan Coen, die mit Filmen wie *Fargo*, *Barton Fink*, *The Big Lebowski*, oder *Ein unmöglicher Härtefall* mit George Clooney, ihren humoristischen Sachverstand bereits ausreichend bewiesen haben. Der deutsche Fernsehjournalist meldet sich mit den Worten „Wir Deutschen sind ja nicht gerade für unseren Humor berühmt“ zu Wort – und erntet damit Gelächter und Applaus. Von dieser Reaktion unbeirrt setzt er fort: „Wir haben ja zur Nazi-Zeit mit dem Holocaust und mit der Vertreibung der Juden auch den Humor in Deutschland eliminiert. Was ist eigentlich die treibende Kraft des jüdischen Humors?“

Joel Coen bricht als erster die daraufhin entstandene Stille und meint: „Ich wittere eine Falle! Wie soll man denn auf so eine Frage antworten? Falls es so etwas wie einen jüdischen Humor gibt, hat er sicher nichts mit dem Holocaust zu tun! Aber wenn Sie damit Ihr Bedauern ausdrücken wollen, über das was mit den Juden passiert ist, soll es mir recht sein.“

Nach diesem Exkurs über jüdischen Humor beweisen die Coen-Brüder im Interview zu ihrem neuen Film *Inside Llewyn Davis*, dass sie viel von diesem Thema verstehen. Joel und Ethan, geboren 1954 und 1957, wuchsen in einer jüdischen Gemeinde am Stadtrand von Minneapolis auf. Obwohl sie immer wieder betonen, dass ihnen die jüdische Herkunft wichtig ist, machten sie diese nur einmal zum Thema eines ihrer Filme. *A Serious Man* ist eine schwarzhumorige Komödie, in der sich der Protagonist, gespielt von Michael Stuhlbarg, kritisch mit seinem jüdischen Glauben auseinandersetzt, als er von einer Lebenskrise in die nächste schlittert. Schwarzer Humor kennzeichnet auch den neuen Film, der von einem mäßig erfolgreichen Folk-Sänger handelt. Der Film basiert, wie die Brüder betonen, auf einer Idee, die sie bereits vor Jahren hatten, von der sie aber lange Zeit nicht wussten, wie man sie in eine Geschichte einbetten könnte. Und was war die Idee?

ETHAN COEN: Wir haben immer wieder kurze Szenen vor Augen, mit denen wir einen Film beginnen könnten, und daraus entwickeln wir eine Handlung. In diesem Fall war es folgende Szene:

ein Folk-Sänger tritt in einer Bar auf, singt seinen letzten Song, verlässt die Bar und wird von einem Unbekannten zusammengeschlagen.

JOEL COEN: Eine wirkliche Geschichte dazu ist uns bis jetzt nicht eingefallen und damit die Leute nicht merken, dass bei dem Film die Handlung fehlt, haben wir uns eine Katze einfallen lassen, die immer wieder eine entscheidende Rolle spielt.

Oscar Isaac spielt im neuesten Werk der Coen-Brüder den glücklosen Folk-Sänger Llewyn Davis, der in der Eröffnungsszene zusammengeschlagen wird und sich Verlauf des restlichen Films mit einer entlaufenen Katze, seinem Agenten und mit Zufallsbekanntschaften, die er als Autostopper trifft, herumschlagen muss. Und er braucht Geld für einen Schwangerschaftsabbruch, weil seine Freundin einen anderen liebt und in die neue Beziehung nicht das Kind eines anderen mitbringen will. Die eigenwillige Katze erweist sich tatsächlich als „running gag“ auf vier Pfoten und sorgt für viele überraschende Pointen. Wie viele Katzendarsteller brauchten die Coens für diese Rolle und wie war es mit ihnen zu arbeiten?

JOEL COEN: Mit Katzen zu drehen ist viel schwieriger als mit Hunden. Hunde wollen den Menschen gefallen, aber Katzen tun nur das, was ihnen selbst gefällt. Wir haben insgesamt vier Katzen für die Dreharbeiten gebraucht, weil immer drei von ihnen gerade schlecht gelaunt waren. Aber noch schwieriger als die Katzen waren ihre Manager.

Abgesehen von amüsanten tierischen Momenten bietet der Film auch viele weitere Höhepunkte – darunter die live und überraschend gut vorgetragenen Folk-Songs von Oscar Isaac, der britischen Schauspielerin Carey Mulligan, die gerade auch in Baz Luhrmans Neufilmung von *Der große Gatsby* gefeiert wird, und von Pop-Idol Justin Timberlake, der unter der Regie der Coen-Brüder viel Talent zur Selbstironie zeigt. Dass der Film im Jahr 1961 in einer Bar im New Yorker Greenwich Village spielt, hat dann doch auch – wie die Coen-Brüder gestehen – mit dem jüdischen Anteil an der Geschichte der Pop-Kultur zu tun, an der vor allem Bob Dylan einen entscheidenden Anteil hatte. Die Bar, die für den Film nachgebaut wurde, sieht nicht zufällig wie jene Bar aus, in der auch Dylan Anfang der 1960-er Jahre aufgetreten ist. □

Mit Katzen zu drehen ist viel schwieriger als mit Hunden. Hunde wollen den Menschen gefallen, aber Katzen tun nur das, was ihnen selbst gefällt.



Schwarzer Humor kennzeichnet auch den neuen Film der Coen-Brüder, der von einem mäßig erfolgreichen Folk-Sänger handelt, dargestellt von Oscar Isaac.



PHOTO: KHM mit MWK und OTM

VERMEER DARF BLEIBEN

Als wahrer Kunstkrimi entpuppt sich die Forschung um die Restitution Jan Vermeers *De Schilderconst* (Die Malkunst). Die Ergebnisse sind nun in einer Publikation der Kommission für Provenienzforschung, herausgegeben von Susanne Hehenberger und Monika Löscher, im Böhlau Verlag erschienen. 2011 sprach sich der aufgrund des Kunstrückgabegesetzes eingerichtete Beirat gegen eine Übereignung des Bildes aus dem Kunsthistorischen Museum Wien an die RechtsnachfolgerInnen des damaligen Verkäufers, Jaromir Czernin, aus.

PETRA M. SPRINGER



Susanne Hehenberger/Monika Löscher (Hg.): **Die verkaufte Malkunst.** Jan Vermeers Gemälde im 20. Jahrhundert, Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung Band 4, Böhlau Verlag, Wien/Köln Weimar 2013, 339 Seiten, 39,- Euro.

Auf dem Bild, entstanden in den späten 1660er Jahren, gibt ein prächtiger Teppichvorhang den Blick auf ein bürgerliches Interieur frei. Der gemalte Maler kehrt den BetrachterInnen den Rücken zu und hält ein als Clio verkleidetes Mädchen, das vor ihm steht, auf der Leinwand bildlich fest. Im Hintergrund befindet sich ein Bild im Bild, das eine Landkarte der Niederlande mit den siebzehn Provinzen zeigt. Die Signatur IVermeer befindet sich auf dem unteren Randstreifen.

Das Gemälde wurde 1804 aus dem Nachlass von Gottfried van Swieten als vermeintliches Werk Pieter de Hoochs versteigert und von Johann Rudolph Graf von Czernin von Chudenitz erworben. Die Privatsammlung mit dem Schwerpunkt Malerei des 17. Jahrhunderts entwickelte sich damals zu einer der prominentesten und war öffentlich zugänglich. Zuerst in einem Palais in der Wallnerstraße 3, im sogenannten Kaiserhaus, untergebracht, wurde sie nach dem Tod von Johann Rudolph von seinem Sohn am Friedrich-Schmidt-Platz 4 zugänglich gemacht. Ein Novum waren die für die Gemäldesammlung eigens gebauten Räume mit Oberlicht-Fenster. 1932, nach dem Tod seines Adoptivvaters Franz Jaromir Czernin, erbte Eugen Czernin die Sammlung. Der zweite Protagonist, der nun in Bezug auf die *Malkunst* auftauchte, war sein Neffe Jaromir Czernin von Chudenitz und Morzin, der seinen Erbspruch anmeldete. Eugen wollte die Galerie erhalten, Jaromirs Interessen dagegen

waren materieller Art. Eugen äußerte sich in seinem Tagebuch folgendermaßen: „Ich stehe auf dem Standpunkt, dass es nicht angeht, einen so wertvollen Besitz, der seit 100 Jahren der Stolz der Familie ist, dafür zu opfern, dass Jaromir sein Lotterleben finanziere und seiner Mätresse in den Rachen werfe.“ Auch Vertreter des Bundesdenkmalamts vertraten ihre Interessen: nach mehreren Eingaben, die Czernin'sche Gemäldegalerie unter staatliche Aufsicht zu stellen, wurde sie schließlich 1924 unter Denkmalschutz gestellt. Ein Verkauf der *Malkunst* würde einen schweren künstlerischen und kulturellen Verlust für Österreich bedeuten. Es kam zu einem Vergleich zwischen Jaromir und Eugen Czernin: Eugen bekam den gesamten Kunstbestand, ausgenommen das Bild *Die Malkunst* zum freien Eigentum. Nach einem Verkauf des Bildes musste Jaromir 20% des Verkaufserlöses an Eugen bezahlen.

Jaromir war mit Martha Szecheny verheiratet und bei der zuvor beschriebenen Mätresse handelte es sich um Alix May, die er nach der Scheidung heiratete. In der Familie Czernin scheiterten viele Ehen, auch Jaromirs älteste Schwester Vera trennte sich von ihrem Mann und heiratete Kurt Schuschnigg.

Alix May, eine geborene Frankenberg-Ludwigsdorff, war ebenfalls geschieden. Sie stammte aus der Kölner Bankiersfamilie Oppenheim. Ihr

Großvater, Eduard Oppenheim, war Jude und heiratete die aus einer evangelischen Kaufmannsfamilie stammende Amalie Heuser. Vor der Eheschließung konvertierte er vom mosaischen zum evangelischen Glauben. Mit 16 Jahren wurde Alix schwanger und brachte ein Kind zur Welt. Noch keine 19 Jahre alt heiratete sie Franz Joseph Freiherr von Zandt, von dem sie aber noch im selben Jahr geschieden wurde. In zweiter Ehe war sie mit dem Unternehmer Roland Graf von Faber-Castell verheiratet. Die jüdische Abstammung war bereits vor der Machtübernahme in der NS-Presse erörtert worden. In den Jahren nach der Machtübernahme erreichte die Erregung gegen die Gräfin in der Bevölkerung von Stein ihren Siedepunkt. Vor dem Schlosseingang

waren folgende Worte gemalt: „Die Oppenheim, das Judenschwein, muss raus aus Stein.“ Auch in der Zeitschrift *Der Stürmer* erschien 1933 ein Artikel, der ihren luxuriösen Lebensstil und ihren häufigen Wechsel des Personals kritisierte. 1935 wurde die Ehe von Alix May und Roland Graf von Faber-Castell geschieden.

Jaromir lernte Alix May im Sommer 1937 bei den Salzburger Festspielen kennen und sie heirateten. Beide stellten einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP. Wegen ihrer jüdischen Abstammung wurde dies aber abgelehnt, ebenso der Antrag von Jaromir wegen jüdischer Versippung. Die

Im Oktober 1940 wurde das Bild schließlich an Hitler um 1.650.000 RM verkauft.

Ehe wurde im Mai 1942 geschieden, im November 1944 heirateten sie erneut und 1951 ließen sie sich wieder scheiden.

Bereits in den 1920er Jahren gab es Bemühungen zum Kauf der *Malkunst* durch international agierende KunsthändlerInnen. Ab 1932 waren auch die Eigentümer am Verkauf interessiert. Nach dem Anschluss interessierte sich Adolf Hitler für das Gemälde. Das Bild wurde 1939 nach München zur Ansicht transportiert, aber Hitler lehnte den Kauf zunächst wegen der hohen Preisforderung ab. Mit dem Hamburger Industriellen und Sammler Philipp Reemtsma gab es Verkaufsverhandlungen, die aber scheiterten an der Einmischung der Wiener Behörden. Im Oktober 1940 wurde das Bild schließlich an Hitler um 1.650.000 RM verkauft. Jaromir bestritt die Gültigkeit des mit seinem Onkel abgeschlossenen Vergleichs. Eugen wurde bedrängt, nicht nur auf das ihm zustehende Fünftel des Verkaufserlöses am Vermeer zu verzichten sondern auch die Hälfte der Erbgebühren zu zahlen.

Das Gemälde blieb nach seinem Verkauf in München und wurde im 1944 nach Altausee evakuiert. In dem dortigen Salzbergwerk wurde es 1945 von der amerikanischen Armee sichergestellt und nach München in den Central Collecting Point (CCP) transportiert. Anschließend wurde es der österreichischen Bundesregierung übergeben, doch bereits zuvor forderte Jaromir Czernin die Rückgabe des Gemäldes. Er erklärte, nie einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP gestellt zu haben und unter Zwang verkauft zu haben. Aber es existiert ein Schreiben von Jaromir Czernin an Adolf Hitler, in dem er festhielt: „Mit dem Wunsche, das Bild möge Ihnen mein Führer stets Freude bereiten“. In seiner ersten Stellungnahme erwähnte Jaromir weder die jüdische Abstammung seiner Frau, noch seinen angeblichen politischen Widerstand. Nachdem das Dritte Rückstellungsgesetz erlassen worden ist, in dem es heißt, dass wenn der Eigentümer politischer Verfolgung durch den Nationalsozialismus unterworfen war, ein Rückstellungsanspruch bestehe, erklärte Jaromir, dass er politisch verfolgt worden sei. Seine Forderungen wurden in allen Instanzen abgelehnt. Daraufhin stellte er 1951 einen Antrag gegen das Deutsche Reich, worin er präzisierte, dass er verfolgt worden sei, weil er Kurt Schuschniggs Schwager war. Auch seine Frau sei politischer Verfolgung ausgesetzt gewesen. Jaromir behauptete, seine Frau sei „Halbjüdin“ gewesen und 1954 machte er sie sogar zur „Volljüdin“. Seine politische Verfolgung und der Verweis auf die jüdische Abstammung seiner Frau wurden im Laufe der Jahre immer stärker betont. Das Ganze gipfelte darin, dass er das Bild an die National Gallery of Art in Washington „verkaufte“, da die Berufung gegen den Bescheid der Finanzlandesdirektion aussichtsreich und der Export des Bildes dann ohne Schwierigkeiten möglich sei. Jaromir Czernin starb 1966 in München, doch der Kunstkrimi ist dadurch noch nicht zu Ende. 1986 reichte Gertrude von de Graaff, die von 1951 bis 1955 mit Jaromir verheiratete war, eine Klage gegen die Republik Österreich auf Herausgabe des Vermeer ein. Die Klage wurde zurückgewiesen. 2009 forderte die Familie Jaromir Czernin die Rückgabe der *Malkunst*. Nach intensiven Recherchen wurde das Dossier zur *Malkunst* dem Künstlerückgabebeirat vorgelegt, der in seiner Sitzung vom 18. März 2011 die Empfehlung aussprach, das Bild nicht an die RechtsnachfolgerInnen von Todes wegen nach Jaromir Czernin zu übereignen.

Ein äußerst interessantes Buch, in dem u.a. auch von Silke Reuther die Kunstsammlung von Reemtsma beschrieben oder von Bertrand Perz die *Neueren Forschungen zur Frage des Status von Personen, die im Deutschen Reich nach den Nürnberger Gesetzen als „Mischlinge“ definiert wurden* erörtert wird. Weiters wird auf Kopien der *Malkunst* eingegangen und ein restauratorischer Blick auf das Gemälde gerichtet. □

DEM VERGESSEN ENTREISSEN



PHOTO: Manfred Bockelmann

Das Leopold Museum zeigt zum 70. Geburtstag des Malers und Fotografen Manfred Bockelmann bis 2. September die sehr beeindruckende und tief berührende Ausstellung *Zeichnen gegen das Vergessen*. Der Künstler wollte zu seinem Jubiläum nicht nur einen Überblick über seine Arbeiten zeigen, Bockelmann wollte mehr. Der Kärntner hat sich immer wieder gefragt: In welche Zeit wurde er hineingeboren? Was ist mit den Kindern seiner Generation im Nationalsozialismus passiert? Er hat Glück gehabt, viele andere nicht, denn er hat überlebt, weil er in der „richtigen Wiege“ lag. In der Schau im Leopold Museum gedenkt er auf seine Weise den Kindern und Jugendlichen. Das Bildmaterial stammt aus Büchern wie *Die Kinder von Auschwitz*. Darin befinden sich Fotografien, die von den Lager- oder Krankenhausverwaltungen für erkennungsdienstliche Archive gemacht wurden.

Signifikant ist natürlich der Ort der Ausstellung, sind doch die Blicke bezüglich Restitutionsfragen sehr stark auf das Museum gerichtet. Vertreter des Leopold Museums wandten sich an den Künstler bezüglich der Ausstellung der Zeichnungen, was Bockelmann sehr entgegen kam, denn er hatte Jahre zuvor eine Vision: Als er einmal über den Platz im MuseumsQuartier ging, sah er große Schiele-Porträts, die auf die Hausfront des Museums projiziert wurden und junge Menschen davor. Und da dachte er sich, dass da seine Porträts sein müssen, da er junge Leute mit diesen Bildern ansprechen will.

Der Künstler hat nach diesen Fotografien großformatige Porträts im Format 150 x 110 cm gezeichnet. Die Fotos stellen die Gesichter im Profil, Halbprofil und en face dar – der Künstler entschied sich im Kontext dieser Ausstellung für Arbeiten mit Frontalansicht – denn so blicken diese jungen Gesichter den BetrachterInnen direkt in die Augen. Eine Gruppe zeigt Euthanasie-Opfer, die er mit Kohle auf weiß getünchtes Leinen auftrug. Signifikant für Bockelmann sind horizontale Linien, die mal stärker, mal schwächer das Bild füllen. Die zweite Gruppe präsentiert Roma und Sinti, die sich für diese Fotografien herausgeputzt haben, sie tragen ihre beste Kleidung und ein Mädchen trägt eine Schleife im Haar. Sie wussten noch nicht, was auf sie zukommen würde. Die dritte Gruppe trägt das gestreifte KZ-Gewand mit den Winkeln und der Nummer. Diese Bilder sind weder gerahmt, noch auf Keilrahmen aufgespannt. Sie hängen mit zwei Nägeln befestigt etwas von der Wand entfernt. Bei der Roma und Sinti Gruppe ist ein Bild ausgelassen, vermutlich ist das ein Leerzeichen dafür, dass dort noch unendlich viele Bilder hängen könnten. Die meisten der zwei bis achtzehnjährigen wurden während der NS-Zeit

Manfred Bockelmann (*1943) in seinem Atelier, 2010

ermordet. Die Namen von fast allen sind bekannt, wenige sind nur aufgrund ihrer KZ-Nummer identifiziert, bei manchen ist auch Biografisches zu lesen. Weiters hat Bockelmann auch Bilder geschaffen, die aus Familienalben stammen. Diese sind bis auf eins auf sepiafarbene Leinwand gezeichnet, was den Charakter einer alten Fotografie verstärkt. Sie sind auf Keilrahmen aufgespannt. Diese Kinder lächeln noch. In einem abgedunkelten Raum wird ein Film gezeigt. Dieser zeigt eine Fahrt durch die Stadt, in der immer wieder diese Gesichter auf Häuserwände projiziert wurden, was diese Vision Bockelmanns wiederum thematisiert.

Bereits in einer Installation im Vorraum werden die BetrachterInnen von einem überdimensional großen Kindergesicht angeblickt, das der Künstler mit verkohlten Birkenstämmen und Kohle direkt an die Wand gezeichnet hat. Das Malwerkzeug, die Stämme stehen daneben. An einer anderen Wand lehnen ebenfalls mehrere Birkenstämme, vor schwarzen, kurvigen Linien.

In einem weiteren Raum hängen unzählige Zeitungsseiten, die Bockelmann mit seinen charakteristischen Linien übermalt hat. Mal mit dicken, mal mit dünnen Linien, mal mehr, mal weniger dicht. Es sind für Bockelmann geologische Schichten oder sie öffnen und schließen sich wie eine Jalousie, wodurch die Frage auftaucht: Wer schaut? Schauen die auf den Bildern der Zeitung abgedruckten Menschen zu den BetrachterInnen oder umgekehrt?

Eine spannende und außergewöhnliche Ausstellung gegen das Vergessen. □

P.S.



PHOTO: Manfred Bockelmann © VBK, Wien 2013, Ferdinand Neumüller

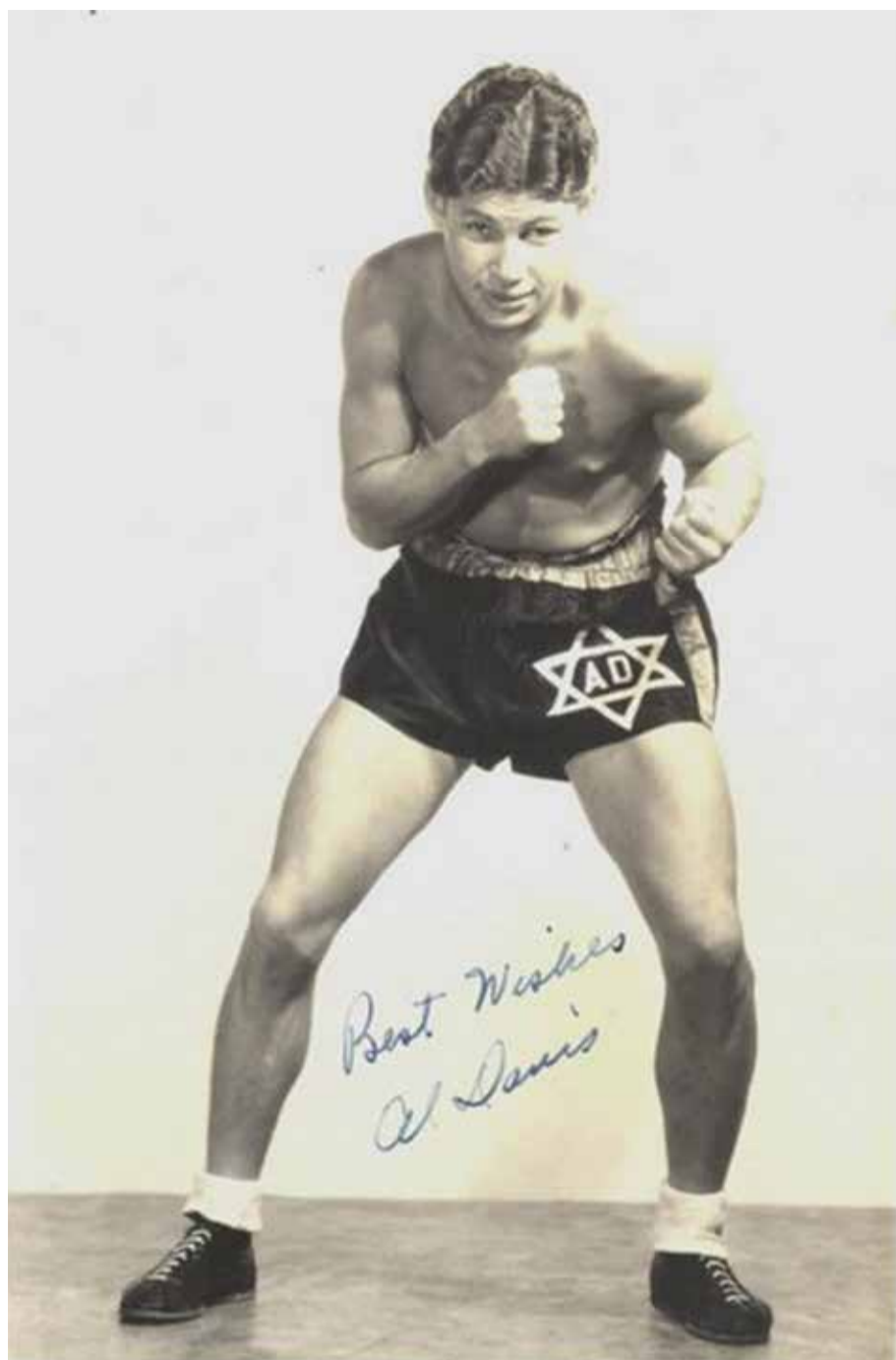
**Manfred Bockelmann (*1943) Unbekannter Name, 2010
Werk in der Entstehungsphase**

WIENERROITHER & KOHLBACHER

WIR KAUFEN WERKE VON
MAX OPPENHEIMER

1010 WIEN · STRAUCHGASSE 2 · NEBEN DEM CAFÉ CENTRAL · TEL. +43 1 533 99 77
OFFICE@AUSTRIANFINEART.AT · KATALOG AUF ANFRAGE UND IM INTERNET

www.austrianfineart.com



BROWNSVILLES »BAD BOY« STIRBT ALS HELD

Brownsville im New Yorker Stadtbezirk Brooklyn stand lange Zeit im Ruf, eine Kornkammer der *Kosher Nostra* zu sein. Bereits zur Jahrhundertwende rekrutierte hier der exzentrische Gangsterboss Edward »Monk« Eastman das Gros seiner phasenweise mehr als 2000 Mitglieder zählenden Straßengang und bot „Spezialdienstleistungen“ zu Fixpreisen an: das Zusammenschlagen eines missliebigen Zeitgenossen kostete 15 Dollar, kam also gleich teuer wie ein Ohrbiss, Messerstiche in Bauch oder Rücken gab's für 25 und „ernsthafte Formen der Gewaltanwendung“ – Mord mit eingeschlossen – für 50 bis 100 Dollar.

HANS PUSCH

„Nun ja, Punch hat er, aber sonst kann er nicht viel“, faßte Johnny Attell Froike gegenüber das Gesehene zusammen, nahm Bummy aber dennoch unter Vertrag.

Anfang der 30er Jahre trat eine neue, ungleich brutalere Verbrechergeneration in seine Fußstapfen: Killer wie Abe »Kid Twist« Reles und Martin »Bugsy« Goldstein, die ihren Opfern einen kleinen Eispickel vom Ohr bis ins Gehirn zu treiben pflegten, Samuel »Red« Levine, der angeblich nur am Sabbat nicht mordete oder Harry »Pittsburgh Phil« Strauss, der bereits als Jugendlicher 17 Mal wegen Mordes oder Totschlags vor Gericht stand, mangels Beweisen aber nie verurteilt wurde. Sie nannten sich »Brownsville Boys« und bildeten gemeinsam mit der „Elite“ der italienischen »Ocean Hill Hooligans« die berühmt berüchtigte »Murder Inc«. Sie begingen hunderte Auftragsmorde, dirigierten aber auch ein riesiges Heer ganz „gewöhnlicher“ Krimineller – Diebe, Einbrecher oder irgendwelche Kleinganoven aus dem Wett-, Glückspiel- oder Drogengewerbe.

Zwei der drei Söhne des Josh Davidoff, der unweit der Blake Avenue einen kleinen, als Süßwarenhandlung getarnten Schnapsladen betrieb, zählten ebenfalls zur Bande. »Little Gangy«, der älteste, war Schutzgelderpresser und mit Reles sogar befreundet, der andere, in Fachkreisen als »Duff the Dip« bekannt, arbeitete als Dieb. Nur Avrum, der jüngste, »Boomy« gerufen und seit seinem 7. Lebensjahr Obst- und Gemüseverkäufer, schlug aus der Art: er wollte kein Gangster sondern Boxer werden!

Mit dreizehn tauchte er zum ersten Mal im »Beecher's« auf, einem schmuddeligen, nur über eine steile Wendeltreppe von einem verrauchten Billardclub aus erreichbaren Gym, Ecke Georgia und Livonia Avenue, wo Trainer »Froike«, vor dem 1. Weltkrieg angeblich ein Fliegengewichtschampion, das Zepter schwang.

Boomy bestand den Eignungstest mit Bravour. Ohne lange herumzufackeln, stürmte er aus seiner Ecke, teilte ein paar wuchtige Schwinger aus und noch ehe die 1. Runde zu Ende war, blutete der Lange wie eine gestochene Sau aus Mund und Nase...

Boomy kam nun jeden Abend ins Gym, nicht selten von »Little Gangy« und dessen Freunden begleitet. Und diese nickten beifällig, wenn der »Kleine« beim Sparring einen Großen verdrosch.

Nach ein paar gewonnenen Amateurtournieren bot Froike seinen neuen Schützling dem geschäftstüchtigen, in der New Yorker Berufsboxszene bestens vernetzten Manager Johnny Attell an, der auch Matchmaker in der »Ridgewood Grove Arena« war.

Johnny hatte immer Bedarf an Boxern, denn im »Grove«, dem populären Fightclub an der Grenze zwischen Brooklyn und Queens, gleich neben der riesigen Beer Hall, wo Kellner in Lederhosen zu bayrischer Jodler- und Volkstummusik Coca Cola, Beer und deutsche Kost am Fließband servierten, fand jeden Samstag eine Boxveranstaltung mit 8 – 10 Profikämpfen statt. „Nun gut, komm einmal vorbei mit deinem Nasenbohrer, ich will ihn mir anschauen“, ließ er Froike wissen. Die Chance galt es zu nützen! Als Froike und Boomy im »Grove« aufkreuzten, brachten sie daher lautstarke Unterstützung mit. Angeführt von »Gangy« waren gut zweihundert Claqueure mitgekommen. Dunkle Gestalten in auffälligem Nadelstreif, kanariengelben Hemden und seidig glänzenden Kravatten, getarnt hinter Sonnenbrillen und mit dem obligaten Borsalino am Kopf.

„Boomy, Booomy“, skandierten sie minutenlang, und als er die drei Runden gegen einen mediokren Schwarzen einigermaßen heil überstanden hatte, feierten sie ihn, als ob er gerade Weltmeister geworden wäre.

„Nun ja, Punch hat er, aber sonst kann er nicht viel“, faßte Johnny Attell Froike gegenüber das Gesehene zusammen, nahm Bummy aber dennoch unter Vertrag. Denn ein jüdischer Schläger aus kriminellem Milieu, der zu jedem Kampf ein paar hundert Ganoven aus Brownsville mitbrachte – das könnte lukrativ werden. Als erstes taufte er ihn um: aus »Boomy« machte er »Bummy« – was Assoziationen zu »Bum«, auf Deutsch »Penner«, »Drecksack« oder »Arsch« auslöste – und schickte ihn fortan unter dem Pseudonym Al »Bummy« Davis in den Ring. Auch die Boulevardpresse spielte mit und stilisierte den neuen Attell Schützling zum klassischen Bösewicht hoch.

Bereits bei seinem Debut am 22. Mai 1937 im »Grove« wurde der

„jüdische Gangster“ vom zahlreich erschienenen Stammpublikum, meist Deutschamerikanern, die in den umliegenden Brauereien arbeiteten und nicht selten dem »Amerikadeutschen Volksbund« und ihrem »Gauleiter« Rudolf Markmann nahestanden, gnadenlos ausgebuht.

„Bummy“ stieg nun alle drei Wochen in den Ring, allein, die Freude zu verlieren, bereitete er dem von den Zeitungen aufgehetzten Publikum nicht. Im Gegenteil, er siegte 35 Mal in Folge und schlug dabei auch so prominente Leute wie seinen ebenfalls aus Brownsville stammenden „Erzfeind“ Bernie Friedkin, das Liebling der Medien, den in

Der große
Boxskandal
war perfekt!
Al Davis wurde
gesperrt – auf
Lebenszeit!

allen Ranglisten weit vor ihm platzierten Tippy Larkin, den »Garfield Gunner« oder den legendären Tony Canzoneri, einst Weltmeister in drei verschiedenen Gewichtsklassen, schwer k.o.

Für den 23. Februar 1940 stand schließlich ein auf 10 Runden angesetzter Nicht-Titelkampf gegen Weltmeister Lou »The Hurricane« Ambers am Programm, doch bereits die Vorbereitung verhieß nichts Gutes: ein offenbar angeheuerter Mann provoziert »Bummy« so lange, bis ihm dieser – »zufällig« ist auch ein Photograph zugegen – eine Ohrfeige versetzt. Der »Verletzte« wird mit der Rettung ins Krankenhaus gebracht, erstattet Anzeige und die Polizei schreibt Davis zur Fahndung aus. Tagelang hält er sich bei seinen Freunden in Brownsville versteckt, ehe den Anwälten des »Garden« eine Aufhebung des Haftbefehls gelingt. Während des Kampfs saß dann das dick bandagierte »Opfer« in der ersten Reihe und durfte im Blitzlichtgewitter der Kameras zusehen, wie der »Hurricane« den chancenlosen Bad Boy zehn Runden lang wie einen Tanzbären durch den Ring trieb, Treffer um Treffer landete und haushoch nach Punkten gewann.

Das Publikum raste vor Begeisterung – endlich siegte das Gute!

Nach der Niederlage gegen Ambers dachte der Buhmann aus Brownsville, eben erst zwanzig geworden, erstmals ans Aufhören, doch sein Manager hatte einen Kampf gegen Fritzie »The Croat Comet« Zivic programmiert...

Zivic hatte 123 Kämpfe in seinem Rekordbuch stehen und galt als der »dreckigste« Fighter seiner Gewichtsklasse. Kopfstöße, Schläge auf den Hinterkopf, Ellbogenchecks und Nachschlagen, alles, was verboten war, zählte zu Zivic' Standard-Repertoire, vor allem aber verstand er sich auf's »Thumbing«, eine selbst bei unfairen Boxern verpönte Technik, mittels der man, vornehmlich im Clinch, dem Gegner den Daumen in die Augen bohrt.

Auch gegen »Bummy« setzte der kroatische Komet – vom parteiischen Publikum sogar lautstark dazu animiert – vom Gong weg seine Geheimwaffe ein. Schiedsrichter Cananaugh sah allerdings keinen Grund zum Eingreifen, bis beim »Bum« gegen Ende der 2. Runde alle Sicherungen durchbrannten.

»Okay, du Saukerl, dann boxen wir auf deine Weise!« schrie er und setzte zu einer Kaskade von Tiefschlägen an. Wie von Sinnen hämmerte er auf Zivic ein, Betreuer und Offizielle versuchten »Bummy« zu bändigen. Schließlich stürmte die Polizei in den Ring und führte den tobenden Bad Boy ab.

Der große Boxskandal war perfekt!

Al Davis wurde gesperrt – auf Lebenszeit! Auf Anraten Johnny Attell's meldete er sich nun freiwillig zur Army, zupfte Grashalme und schrumpfte Latrinen, doch die Matamorphose zum »Good Boy« gelang nicht so recht.

»Holt mich hier raus, sonst bring' ich den Sergeant um«, telegrafierte er nach New York.

Neues Ungemach drohte. Manager Attell rief schließlich die Anwälte des Garden zu Hilfe. Diesen gelang es, Davidoff vom Militärdienst wieder loszueisen, doch musste er sich verpflichten, zugunsten des *Army Emergency Relief Fund*, des Wohlfahrtsfonds der US-Army, einen Retourkampf gegen Zivic zu bestreiten.

Völlig untrainiert, mit gut 30 Pfund zu viel auf den Rippen, kam der »Bum« wenige Wochen vor dem Fight nach New York, und am 2. Juli 1941 – vier Monate vor dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour – ging auf den legendären *Polo Grounds* Davis vs. Zivic, Teil 2, über die Bühne.

»Bummy«, hatte nicht die geringste Chance. Er verlor durch k.o. in der 10. Runde, war aber wieder im Geschäft. 1942 legte er noch einmal eine Siegesserie hin. Er schlug – wieder in einem Nicht-Titelkampf – sogar Weltmeister Bob Montgomery schwer k.o., doch danach ging's bergab.

Noch weniger Fortune hatte er in finanziellen Angelegenheiten, obwohl er im *Garden* Börsen zwischen 15.000 – 35.000 Dollar erhielt. Doch mit den Rennpferden, die er gekauft hatte, war kein

Blumentopf zu gewinnen, seine gastronomischen Unternehmungen erwiesen sich als Fehlinvestitionen und das viele Geld, das er nach Siegen stets großzügig an seine Spezis verborgt hatte, bekam er nie mehr zurück.

Der »Bum«, mittlerweile fünfundzwanzig und mit einem Kampfrekord von 65 Siegen, 10 Niederlagen und 4 Unentschieden ausgestattet, war 1945 so gut wie pleite. Er boxte weiter, obwohl es ihn längst nicht mehr freute, statt zu trainieren, hing er meist in irgendwelchen Kneipen herum.

Auch in der Nacht vom 20. auf den 21. November 1945 saß er wieder im »Dudy's«, einer Grillbar, die ihm bis vor kurzen selbst gehört hatte und trank mit Freunden kurz vor Sperrstunde noch ein Glas Bier.

Plötzlich tauchen vorne an der Bar vier mit Gewehren bewaffnete Gangster auf. Sie versuchen Schutzgeld zu erpressen. Der »Bum« bemerkt den Vorfall als erster, stürzt wie von einer Tarantel gestochen aus dem Hinterzimmer und streckt einen der Gangster mit einer gewaltigen Linken zu Boden. Die Gangster beginnen zu schießen. Eine Kugel trifft »Bummy« in den Nacken. Er bricht zusammen, rappelt sich aber wieder hoch und setzt den zu ihrem Auto flüchtenden Gangstern nach.

Wieder fallen Schüsse. Tödlich getroffen, bleibt »Bummy« in einer Regenpfütze liegen. Die Nachricht verbreitete sich in ganz Brooklyn wie ein Lauffeuer. »Al war in Wahrheit immer ein Guter«, sagten die Leute jetzt, und eine Zeitung titelte: AL »BUMMY« DAVIS STARB ALS HELD! □

SICHER IM KRISENGEBIET

Mit der Anreise von sieben Nationalmannschaften zur Fußballeuropameisterschaft der U-21 steht Israel einmal auf ganz andere Weise im Mittelpunkt des Interesses der Weltmedien. Die größte Sorge gilt dem Auftreten der eigenen Nationalmannschaft – von Sicherheitsbedenken keine Spur.



Dabei gelte die größte Aufmerksamkeit nicht unbedingt der Angst vor möglichen Terrorangriffen: »Es ist uns vor allem wichtig, den sportlichen Geist des Turnier zu bewahren«, sagt Rosenfeld.

Die Titelseiten israelischer Tageszeitungen sehen in den vergangenen Wochen besonders bedrohlich aus: Da war der Luftangriff auf Damaskus, dem Kriegsdrohungen aus Syrien folgten. Der Beschuss der Golanhöhen und der Abzug der UNO-Friedensmission von der syrisch-israelischen Grenze, neben den üblichen Unruhen im besetzten Westjordanland. Doch wenn es nach den Israelis geht, soll all das die Gemüter hunderter Fans aus ganz Europa und der sieben Nationalmannschaften, die zu den U-21 Europameisterschaften anreisen, nicht betrüben. Das Turnier mitten im Krisengebiet Nahost werde »sicherer und ruhiger als ein Fußballspiel in London« sein, gelobte Staatspräsident Schimon Peres. Auch Israels Polizei, die für die Absicherung der Spiele in vier Stadien rund um Tel Aviv und in Jerusalem verantwortlich ist, gibt sich ziemlich unaufgeregt: »Es gibt keine spezifischen Warnungen über Versuche, den Ablauf der Spiele zu stören«, sagt Polizeisprecher Micki Rosenfeld unserer Zeitung. Und obschon hunderte Beamte rund um die Uhr im Einsatz sein werden, ist der Aufwand der Sicherheitskräfte im Verhältnis zu anderen Ereignissen der Vergangenheit verhältnismäßig klein.

Dabei fiebern die Israelis der größten internationalen Sportveranstaltung, die in ihrem Land seit Staatsgründung stattfindet, seit Wochen entgegen. Dass ihr Land die sieben besten U-21 Fußballteams Europas bei sich begrüßen kann, hat es vor allem den Anstrengungen Avraham Lusons zu verdanken, dem Präsident des israelischen Fußballverbands IFA. Der träumte bereits vor Jahren davor, das Ereignis nach Israel zu holen. Der Profi-Fan sieht in dem Ereignis in erster Linie eine Gelegenheit,

gute Öffentlichkeitsarbeit für sein Land zu leisten: Bei der feierlichen Eröffnung in Netanjah sprach er in erster Linie von »unserem Bestreben, der Welt unser warmes, modernes und einfach tolles Land zu zeigen.« Das Turnier werde Israel »viele Früchte einbringen, weil viele unserer Gäste heimkehren und von einem Land sprechen werden, dass Sportereignisse auf dem höchsten Niveau abhalten kann.« Zwar waren kurz vor Beginn der Spiele bereits mehr als 192.000 von insgesamt 250.000 Karten verkauft. Das israelische Toto kaufte beispielsweise mehrere tausend Karten, um sie an Kinder sozial schwacher Familien zu verteilen. Nur wenige Tickets wurden hingegen von europäischen Fans gekauft. Nur wenige hundert reisten fürs Turnier nach Israel. Die meisten dürften sich die EM daheim vor dem Fernseher anschauen. Dafür empfing Israel umso mehr »professionelle Zuschauer«: Mehr als 300 Journalisten landeten in Israel, um über das Turnier zu berichten. Hinzu kommen 500 Talentsucher aus aller Welt, die sich auf der Suche nach dem nächsten Superstar die Spiele anschauen werden.

Bei dieser internationalen Präsenz ist es Israels Polizei besonders wichtig, einen guten Eindruck zu hinterlassen: »Wir bereiten uns seit Wochen auf diesen Einsatz vor«, sagt Polizeisprecher Rosenfeld. Dabei gelte die größte Aufmerksamkeit nicht unbedingt der Angst vor möglichen Terrorangriffen: »Es ist uns vor allem wichtig, den sportlichen Geist des Turnier zu bewahren«, sagt Rosenfeld. Verdeckte Ermittler seien in den Rängen postiert um sicherzustellen, dass während der Spiele keine rassistischen Sprechchöre skandiert würden. Von Terrororganisationen, die einen Angriff planten, lägen der Polizei keine Informationen vor: »Im Augenblick sorgen wir uns eher um den Einzeltäter, der die Spiele ausschalten will, um die Aufmerksamkeit der Welt auf sich oder seine Sache zu lenken«, erklärt Rosenfeld. Im Gegensatz zu großen Turnieren in Europa seien keine Hooligans nach Israel angereist. Bisher sei noch niemand die Einreise verweigert worden: »Wir sind auch nicht gezwungen, so aktiv zu werden wie die britische Polizei, die manche Fans ja bereits vor den Spielen aufgreift«, sagt der Polizeisprecher. Insgesamt erwarte auch er, dass das Turnier ruhiger ablaufen werde »als so manches Fußballspiel in Europa.« □

B.D.

Buch Ecke

Ein jüdischer Lebensweg

Viele Biografien jüdischer Männer und Frauen sind bereits geschrieben worden, und dennoch ist jede neu und faszinierend.

Das gilt im Besonderen für die Vita des Karl Pfeifer. Nach einer Kindheit und Jugend im bürgerlichen Milieu kann er noch im Sommer 1938 mit seiner Familie aus Österreich nach Ungarn auswandern, wo er einem ungarischen Antisemitismus begegnet, der nicht weniger abstoßend ist als der Österreichische. So entschließt er sich als 16-Jähriger, gegen die Vorstellungen seiner ganzen Familie, entgegen jüdischen Warnern (Emil Ormos): „Der europäische Jude wird dort niemals eine Heimat finden. Er wird ewig fremd bleiben. Er hat sein Heim, seine Heimat verloren“ mit der Jugend Alija nach Israel zu emigrieren. Dort trifft er wohl seinen um 15 Jahre älteren Bruder, seinen Vater sollte er nie mehr wieder sehen.

Israel wird für ihn nicht nur eine – neue – Heimat, er betritt, und wir betreten mit ihm, für die nächsten drei Jahre im betont säkularen Kibbuz, auch eine gänzlich andere Welt, als die, die er bisher kannte. Eine Welt der Solidarität, der radikalen Gemeinschaft, eines Idealismus ohne Sentimentalität. Pfeifer berichtet ohne Pathos wie Leben im Kibbuz eben ist, das in seiner Art so prägend, dass die dort eingegangenen Freundschaften ihn wie Geschwister bis in das Alter begleiten werden. Freilich, die ungewohnt schwere Arbeit in der Landwirtschaft ist für den Neuankömmling keine geringe Belastung. Sie bringt nicht Enttäuschung, wohl aber Ernüchterung, die nur mit der uneingeschränkten Hingabe an die Ideale der Kibbuzbewegung, dem Zement des Staates Israel gemeistert wird. Pfeifer verschweigt auch nicht wie schwer es ihm, dem entschiedenen Individualisten, auf die Dauer fällt, sich den Zwängen des radikalen

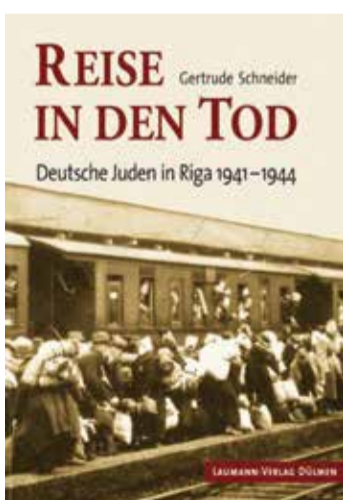
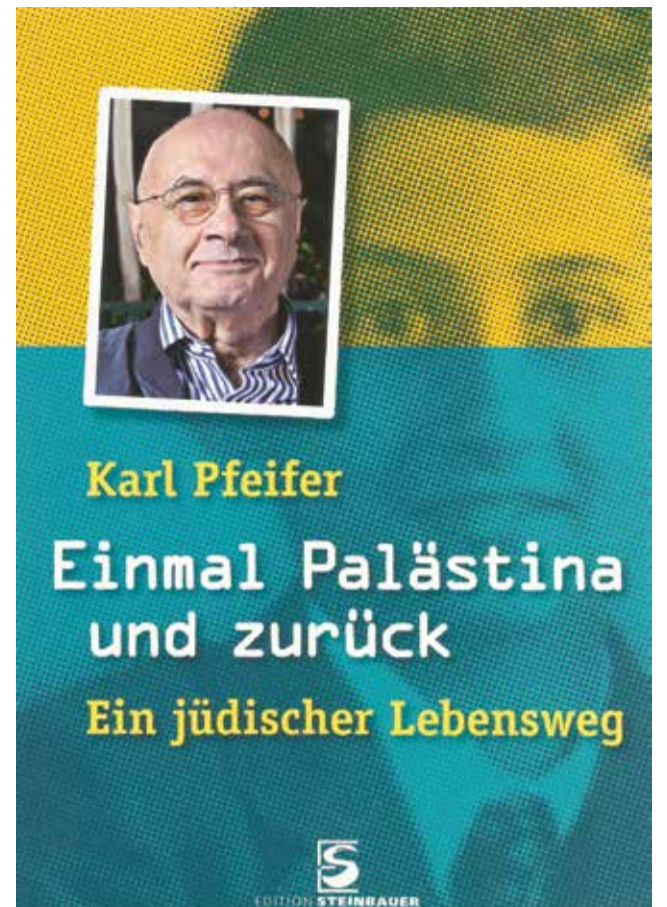
Kollektivismus unterzuordnen. Und vor allem etwas vermag auch der enge Zusammenhalt unter den Mitgliedern nicht: Ersatz sein für die geliebte Familie, mit der er brieflich so lange wie nur möglich im Kontakt bleibt. In der Shoa verliert er 36 seiner nächsten Angehörigen. Nicht minder inhalts- und umfangreich ist der Teil über Pfeifers Militärdienst 1947 bis 1950 im Palmach während des Unabhängigkeitskrieges, den er u.a. im Negev erlebt. Sehr geschickt verbindet er seine plastisch geschilderten eigenen Kampferlebnisse, seine Verwundung, die Gefechte mit einem zahlenmäßig immer überlegenen Feind mit dem historisch politischen Hintergrund. Die Briten glaubten vom Anfang des Krieges an einen arabischen Sieg. So schrieb Bennys Morris: „Auf Dauer werden die Juden nicht fähig sein zu kämpfen und werden aus Palästina geworfen.“ Die Wirklichkeit sah anders aus, nicht zuletzt durch den Einsatz von Männern wie Karl Pfeifer. Mit ihm haben wir es nicht nur mit einem einsatzbereiten Kämpfer, sondern auch mit einem nüchternen, manchmal auch kritischen Beobachter zu tun. Das Buch überrascht mit Details, die den Leser von Heute überraschen mögen. Da wäre einmal die starke Linkslastigkeit der Kibbuzniks, die auf der Basis einer vorbehaltlosen Akzeptanz sozialistischer utopischer Ideen zu einer Verklärung der Sowjetunion führte: stehende Ovationen, wenn in einem Kino Stalin auf der Leinwand erscheint; oder: als ein aus der Sowjetunion entkommener Jude die Sowjetunion kurz umschreibt als „Hunger und Antisemitismus“ wird ihm entgegen geschleudert: „Aus dir spricht eben der Klassenstandpunkt!“ Überraschend auch, wenn der junge Staat von seinen Soldaten selbstverständlich in Anspruch nimmt, dass sie ihr Leben aufs Spiel setzen, sie dann aber nach vollbrachten

Einsatz ohne viel Federlesens in die Arbeitslosigkeit entlässt, die, wenn schon nicht mit Elend und Not, so doch mit Entbehrungen verbunden ist. Das sind Details, die man nicht alle aufzählen kann. Daher am besten: selbst lesen!

Wie der Titel des Buches verrät, verlässt Pfeiffer Israel, um nach Europa, allerdings nicht nach Ungarn zurückzukehren, denn Ungarn ist in der Zwischenzeit sowjetisch geworden und eine Rückkehr dorthin ist ungeachtet aller ohnedies nachlassender Sympathien für den Kommunismus praktisch nicht mehr möglich. Das Buch schließt im Jahr 1951, als Pfeifer, eskortiert von einem französischen Polizisten, – denn ein Aufenthalt in Frankreich wird ihm natürlich verwehrt – die Grenze nach Vorarlberg überschreitet. Man legt das Buch nicht ohne Erwartung aus der Hand, dass man eine Fortsetzung zu lesen bekommen wird, nämlich, wie es dann von „Palästina zurück“ weiter vor sich gegangen ist.

Heimo Kellner

Karl Pfeifer: Einmal Palästina und zurück. Ein jüdischer Lebensweg.
Edition Steinbauer, Wien 2013, 176 Seiten,
22,50 Euro.



Gertrude Schneider:
Reise in den Tod. Deutsche Juden in Riga 1941-1944.
Laumann-Verlag Dülmen,
Westfalen 2008, 207 Seiten,
18,50 Euro

Gertrude Schneider über die Deportation deutscher Juden nach Riga

Das Buch *Journey Into Terror: Story of the Riga Ghetto 1941-1943* (publiziert 1979 in den USA, in erweiterter Auflage 2001) ist, wie Norbert Kampe, der Leiter der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz in Berlin in seinem Vorwort zur vorliegenden Publikation *Reise in den Tod* schreibt, „der in seiner Art wohl einzigartige Bericht einer Überlebenden“ über das Leben und Sterben der deportierten Juden im Ghetto von Riga.

Die Wienerin Gertrude Hirschhorn, verheiratete Schneider, die als dreizehnjähriges Mädchen im Februar 1942 zusammen mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester Rita in das Ghetto von Riga deportiert wurde, wanderte nach einem kurzen Wiedersehen mit Wien im Jahr 1947 in die USA aus, wo sie nach ihrer Heirat drei Kinder aufzog und danach mit einem Studium begann. Sie promovierte 1973 mit einer Dissertation über das

Ghetto von Riga. Eine der wesentlichen Quellen für diese war ihr eigenes Tagebuch.

1972 veröffentlichte der britische Schriftsteller Frederick Forsyth den Roman *The Odessa File* (in deutscher Übersetzung *Die Akte Odessa*). Sowohl in dem Buch als auch in dem nach seiner Vorlage 1981 gedrehten Film, mit Maximilian Schell in der Hauptrolle als „Schlächter von Riga“ Eduard Roschmann, gibt es eine Fülle von historischen Unwahrheiten. Laut Gertrude Schneider war nicht Roschmann, sondern Dr. Rudolf Lange der richtige „Schlächter von Riga“.

In *Reise in den Tod* schreibt sie: „Es war Simon Wiesenthal, der Forsyth mit Rat und Tat zur Seite stand und ihm die leider unrichtige Information über Roschmann gab. Forsyth aber war undankbar: Er widmete sein Buch *The Odessa File* allen Journalisten der Welt.“

Gertrude Schneider berichtet in ihrem Buch von vielen berührenden und tragischen Einzelschicksalen, zum Beispiel von jenem von ihrer Lehrerin im Ghetto Mary Korwill, die am Semmering das berühmte Kinderheim *Tante Mary* geleitet hatte. Sie wurde vom Kommandanten Kurt Krause

wegen des Besitzes einer Uhr erschossen. Über das Einhalten der religiösen Gebote schreibt sie: „Trotz des Mangels an Rabbinern wusste man die Daten der Feiertage, und man versuchte, wenn möglich, sie einzuhalten. Es gab fromme Juden im Ghetto, die bis zum Ende ihres Lebens die Speisegesetze einhielten; sie starben meistens an Unterernährung. Man erzählte im Ghetto, dass der Rabbiner im Ghetto von Kowno befohlen hatte, alles zu essen, nur um zu Überleben.“

1944 wurden die letzten überlebenden Juden des Ghettos von Riga, 20 Männer und 40 Frauen, in das Lager Kaiserwald gebracht. Von Kaiserwald wurden die Hirschhorns auf dem Ozeandampfer *Bremerhafen* nach Danzig gebracht. Von dort kamen sie in das Lager Stutthof. Am 10. März 1945 befanden sich Gertrude, ihre Schwester und ihre Mutter unter einer Gruppe von 250 Frauen, die in Chinov nach einem Todesmarsch zurück nach Stutthof von russischen Soldaten befreit wurden. Von 4235 Menschen, die von Wien nach Riga deportiert worden waren, überlebten 103, darunter Charlotte, Rita und Gertrude Hirschhorn. Der Vater überlebte nicht.

Evelyn Adunka

Zionismus und Antisemitismus im Dritten Reich

Der amerikanische Historiker Francis R. Nicosia publizierte *Zionism and Anti-Semitism in Nazi Germany* zuerst 2008. „Antizionisten“ und Neonazi benutzten dieses Buch, um mit selektiven und sinnwidrigen Zitaten eine auf Gemeinsamkeiten basierende Kollaboration zwischen Zionisten und Nazi zu behaupten.

Daher hat sich der Autor bereits in seiner Einleitung gegen eine moralische Gleichsetzung von Nationalsozialisten und Zionisten gewehrt: „... die Tatsache, dass Zionisten und andere jüdische Organisationen bereit waren, mit dem Dritten Reich zusammenzuarbeiten“, stempelt „sie nicht zu willigen Werkzeugen der Vernichtungswut der Nationalso-

zialisten. Die Annahme, irgendeine jüdische Organisation in NS-Deutschland vor der »Endlösung« hätte eine Zusammenarbeit ablehnen können, ist eine Chimäre.“

Nicosia schildert mit wissenschaftlicher Akribie aber auch in einer für Laien verständliche Sprache auf 400 Seiten eine komplizierte Geschichte vom Zeitalter der Emanzipation im Deutschen Reich und bis zu »Endlösung« und Massenmord. Er untersucht die ungleichen und komplexen Beziehungen von Zionisten und Nationalsozialisten im Kontext des modernen deutschen Antisemitismus und nimmt damit ein Stück der Vorgeschichte zum nationalsozialistischen Massenmord an den europäischen Juden in den Blick.

Nicosia setzt sich mit ahistorischen Behauptungen jüdischer und nichtjüdischer Kritiker aus-

einander, wonach „der Zionismus nur ein weiteres Beispiel für Rassismus sei und er sich im Grunde nicht vom deutschen Nationalsozialismus unterscheidet.“ Nicht zufällig erwähnt er in diesem Zusammenhang den bereits vor dem Ersten Weltkrieg getauften Viktor Klemperer, Lenni Brenner und Avi Schläim.

Der Verfasser nimmt eindeutig dagegen Stellung vergangene Ereignisse aus der heutigen Sicht der Dinge zu beurteilen, vom politischen Standpunkt einer Zeit nach der Shoah.

Karl Pfeifer

Francis R. Nicosia:

Zionismus und Antisemitismus im Dritten Reich.

Aus dem Englischen von Karin Hanta, Wallstein Verlag, Göttingen 2012, 400 Seiten, 41,10 Euro, E-Book 31,99 Euro.



Deutscher Politiker im Exil

Der ehemalige langjährige deutsche Diplomat Reiner Möckelmann hat ein spannendes Buch über das Exil des deutschen Politikers Ernst Reuter in der Türkei vorgelegt. Der legendäre Westberliner Bürgermeister war bereits vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten Bürgermeister von Magdeburg.

Möckelmann schildert was der nichtjüdische Sozialdemokrat Reuter in der Haft durch die Nazi erleiden musste und wie er in die Türkei mit seiner Familie ausreisen durfte.

Reuter machte sich große und berechtigte Sorgen um die Juden in Deutschland. Noch vor dem Krieg 1939 schrieb er an seine Vertraute Elizabeth Howard in England: „Wir müssen sehen, dass man möglichst viele herausbekommt, denn die Juden, die in Deutschland bleiben, werden bei der nächsten Krise alle umgebracht, daran ist meiner Meinung nach überhaupt nicht zu zweifeln, und es



Reiner Möckelmann: Wartesaal Ankara. Ernst Reuter – Exil und Rückkehr nach Berlin, Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2013, 368 Seiten, 29 Euro.

hieß den Kopf in den Sand stecken, wenn man nicht ganz ohne jede Illusion damit rechnete. Wer sollte diese Leute daran hindern...“

Auf lediglich acht Seiten seines 368 Seiten umfassenden Buches schildert Möckelmann die deutsch-türkischen Beziehungen und die „Judenfrage“.

Bis zuletzt „bestimmte der Rassenwahn der Nationalsozialisten den Alltag an Botschaft und Konsulaten in der Türkei in kaum vorstellbarem Maße. Ernst Reuter und seine exilierten Freunde sahen sich ihrerseits herausgefordert, das Los der – trotz vieler Hemmnisse – noch immer neu eintreffenden und das von durchreisenden jüdischen Flüchtlingen mit Hilfsmaßnahmen zu mildern.“

Jeweils auf ein paar Seiten schildert Möckelmann – manchmal mit verschmitzen Humor – die Wegfahrten Reuters, darunter auch eine Anzahl Juden. Reuter wünschte nach seiner Rückkehr nach Deutschland „die innere Wiedergeburt unseres Volkes, daß unser Volk sich von diesen Giften des

nationalistischen Hochmuts, des Rassenwahns, der Überheblichkeit und der Selbstgerechtigkeit abwendet.“

Der US-Historiker Jeffrey Herf zählt Ernst Reuters Gedenkrede vom 19. April 1953 „zu den bewegendsten und eindrucksvollsten Äußerungen dieser Art in der deutschen politischen Kultur nach dem Krieg“. Reuter habe es als einer der ersten, „wenn nicht der erste unter den führenden westdeutschen Politikern“ verstanden, „das jüdische Martyrium als Inspiration für eine demokratische Erneuerung in der Bundesrepublik“ zu begreifen.

Reiner Möckelmann schreibt in seinem Nachwort: „Die Begegnung mit Emigranten, den politisch und rassisch Verfolgten des NS-Regimes in ehemaligen Exilländern, war in den Jahren meines Berufslebens im Auswärtigen Amt von 1973 bis 2006 eher Regel als Ausnahme. Seine Empathie mit diesen kommt in dem gut lesbaren Buch voll zum Ausdruck.“

Karl Pfeifer

Als Lena auf den Zeugen aus Wien trifft, weiß sie, dass sie diesen Mann festhalten muss. Auf den ersten Blick haben Lena und Heiner nicht viel gemeinsam. Sie träumt von Ferien in der Südsee. Heiner verbringt die Nächte mit den Schrecken von Auschwitz. Die beiden wagen diese Liebe. Lena fragt sich, ob sie die Welt, in der ihr Mann zuhause ist, je verstehen wird. Heiner fragt sich, wie er sein Trauma aus Bildern und Geräuschen möglichst vollständig in den Kopf seiner Frau übertragen kann und ob es eine Grenze gibt, bis zu der man Erfahrungen weitergeben kann. Sollte er sie finden, wird er sie einreißen.

Klug, berührend und mitreißend erzählt die Autorin und Journalistin Monika Held in ihrem großen Roman die Geschichte einer Liebe in den Zeiten nach Auschwitz.

Monika Held: Der Schrecken verliert sich vor Ort, Eichborn Verlag, Köln 2012, 270 Seiten, 19,99 Euro, E-Book 15,99 Euro.



Humor ist ein wesentlicher Bestandteil jüdischen Lebens. Er reflektiert das innerjüdische Verhalten und spiegelt den Umgang mit einer oft feindseligen Umwelt. Jüdischer Humor ist zumeist warmherzig und menschenfreundlich, nach dem Holocaust aber auch zynisch und kohlrabenschwarz. Er umfasst ein breites Spektrum von seinen Wurzeln in Osteuropa bis hin zu Ephraim Kishon in Israel sowie Billy Wilder, Mel Brooks oder Woddy Allen in Hollywood. Dazwischen liegt die Hochblüte der Unterhaltungskultur in Wien und Berlin: Kabarett, Revue und Film – oder Karl Farkas, Fritz Grünbaum, Hermann Leopoldi, Friedrich Hollaender, Kurt Tucholsky und Ernst Lubitsch; das „Simpl“ und das „Kabarett der Komiker“. Gemeinsam werden jüdische und nichtjüdische Stars vom NS-Regime verfolgt – Ermordung im KZ oder Flucht ins Exil beenden diese ruhmreiche Ära. Doch sogar in Theresien-

stadt und anderen Lagern wird Kabarett gespielt. Anders als Berlin kann das Wien der Nachkriegszeit an die jüdische Tradition des Humors angeknüpfen. Ein äußerst informativer und interessanter Prachtband zur großen Ausstellung im jüdischen Museum Wien.

Marcus G. Patka/Alfred Stalzer (Hg.): Alle meschugge? Jüdischer Witz und Humor. Amalthea Verlag, Wien 2013, 424 Seiten, 34,95 Euro.

Ahnte man, als Hitler vor 75 Jahren in Österreich einmarschierte, was folgen würde? Und wenn ja: Wie reagierte man? Aus Anlass des Gedenkens an das Jahr 1938 geht Thomas Trenkler dieser Frage in Interviews mit Überlebenden und Nachgeborenen – Künstlern, Schriftstellern, Schauspielern, Kunstsammlern, Intellektuellen – nach. Der Regisseur George Tabori z.B. macht den Zufall dafür verantwortlich, dass er einen V2-Angriff in London überlebte und in Istanbul für den englischen Informationsdienst arbeitete, bevor er in Hollywood Marilyn Monroe kennenlernte. Die Gespräche über persönliche Schicksale entstanden auch in Zusammenhang mit Recherchen über den NS-Kunstraub. Nun erscheinen all diese bewegenden Interviews gesammelt, ergänzt um Einleitungen, in denen Thomas Trenkler Hintergründe erklärt und Fälle zusammenfasst. Interviews mit Maria Altmann, Gerhard Bronner, Heinz von Foerster,



André Heller, Ruth Klüger, Erich Lessing, Bettina Loram Rothschild, Emile Zuckerkandl u. v. m.

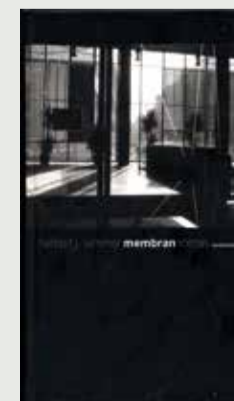
Thomas Trenkler: Das Zeitalter der Verluste. Gespräche über ein dunkles Kapitel, Czernin Verlag, Wien 2013, 248 Seiten, 23 Euro, E-Book 14,99 Euro.

Herbert J. Wimmers neuer Roman ist wie ein Magisches Quadrat gestaltet: 25 als „konvolute“ bezeichnete Kapitel, nach dem lateinischen Alphabet von A bis Z geordnet, aber ohne E; jedes Konvolut, in 25 durchnummerierte Abschnitte gegliedert, enthält ein Zitat von Elfriede Gerstl, seiner 2009 verstorbenen Lebensgefährtin. Wimmer versteht diesen Text als Erinnerungsarbeit, in der Gegenwart und Vergangenheit ineinander übergehen. Es ist ein Buch durch das »elfriede nun hindurchgeht (ein gedanke, den sie immer charmant gefunden hatte): stellt man sich den roman als räumliche installation aus 625

quadratisch angeordneten texten vor, bewegt sich elfriede diagonal mit ihren texten durch meinen text, das buch beginnt mit ihr und endet mit ihr.« Der weggelassene Buchstabe E markiert gewissermaßen eine Leerstelle, die es erst möglich macht, dass die Dichterin Elfriede Gerstl auf vielfache Weise im Text als Text und Erinnerung anwesend ist. Die Roman-Membran wird somit »gleichsam zum sprachdenkmal einer lücke für die lücke, die ihr tod in meinem leben hinterlassen hat«.

Membran ist sowohl Titel wie Gattungsbezeichnung: Die Inhalte fließen von hier nach da und zurück, die Begriffe schwingen zwischen den Textkonvoluten, Biografisches und Autobiografisches lagert sich ein in Fiktionales, Orte und ihre Adressen haben ihre spezifische Gravitation, ihre spezifischen Geschichten und Zusammenhänge.

Herbert J. Wimmer: membran, Sonderzahl Verlag, Wien 2013, 224 Seiten, 19,90 Euro.



„ICH WANDRE DURCH THERESIENSTADT“

Porträt der Schriftstellerin
und Komponistin Ilse Weber (1903-1944)

ANDREA SCHWAB

Am 11. Jänner 2013 beging die tschechisch-deutschsprachige jüdische Schriftstellerin und Komponistin ihren 110. Geburtstag. Angeregt, dieses Porträt zu schreiben wurde ich durch das Album, welches die schwedische Sopranistin Anne Sophie von Otter 2007 mit Liedern aus Theresienstadt herausbrachte. Sie wählte Ilses Lied: *Ich wandre durch Theresienstadt* als Titellied aus:

Ich wandere durch Theresienstadt,
Das Herz so schwer wie Blei,
Bis jäh mein Weg ein Ende hat,
Dort hart an der Bastei.

Dort bleib' ich an der Brücke stehen
Und schau ins Tal hinaus.
Ich möcht' so gerne weiter gehen –
Ich möcht' so gern nach Haus.

„Nach Haus“ – du wunderschönes Wort,
Du machst das Herz mir schwer.
Man nahm mir mein Zuhause fort.
Ich habe keines mehr.

Ich wende mich betrübt und matt,
So schwer wird mir dabei.
Theresienstadt, Theresienstadt,
Wann wohl das Leid ein Ende hat,
Wann sind wir wieder frei?

Weiters dachte ich noch an meine Urgroßmutter Leopoldine Herzl (geb. Hilfreich), die, bevor sie nach Auschwitz deportiert wurde, eine Zeit lang in Theresienstadt verbrachte. Außerdem machte mich eine österreichische Künstlerin vor ein oder zwei Jahren auf das Liedwerk von Ilse Weber aufmerksam.

Ilse Weber geb. Herlinger wurde in Witkowitz, heute Vitkovice, zur Zeit ihrer Geburt Österreich-Ungarn, geboren. Inmitten einer, man würde heute sagen „multikulturellen Umwelt“, bestehend aus Tschechen, Ungarn, Polen und Deutschen, erlebte

sie den Niedergang der Donaumonarchie. Ihre Mutter besaß eine Gaststätte, in der sie bereits als Kind mithelfen musste.

Überliefert wird, dass Ilse eine deutsche Schule besuchte, sich aber mit Tschechien enger verbunden fühlte. Ihr Vater verbot ihr eine künstlerische Laufbahn, was sie nicht daran hinderte, bereits mit 14 Jahren eigene Gedichte, Lieder und Geschichten zu schreiben. Dazu gehörten auch jüdische Märchen und Kurzgeschichten. Es wird berichtet, dass sie tschechische Gedichte ins Deutsche und deutsche Gedichte ins Tschechische übersetzte. Viele dieser Werke wurden in österreichischen, tschechischen, deutschen und Schweizer Zeitungen sowie Rundfunksendungen veröffentlicht. Besonders bekannt waren ihre drei Märchensammlungen: Jüdische Kindermärchen, Mendel Rosenbusch und Das Trittröllerwettrennen. Über eine musikalische Ausbildung Ilses wissen wir wenig. Möglicherweise war sie Autodidaktin. Nach Beendigung der Schulzeit arbeitete sie in der Gaststätte der Mutter. Im Jahre 1930 heiratete sie ihren Jugendfreund Willy Weber.

Es folgten die Geburten ihrer Söhne Hanus (1931) und Tommy (1934). Zwischenzeitlich schrieb sie Kinder- und Jugendliteratur.

Durch den aufkommenden Nationalsozialismus geriet die Familie immer mehr in Bedrängnis. Die Stimmung in der Bevölkerung wurde durch antisemitische Propaganda aufgeheizt. So wollten deutsche FreundInnen von der Jüdin Ilse nichts mehr wissen, während tschechische sie als Deutsche betrachteten und sich von ihr zurückzogen. Untragbar wurde die Situation, als 1938 das Sudetenland vom nationalsozialistischen Deutschland annektiert wurde. Die Familie Weber übersiedelte nach Prag. Besonders schwer muss Ilse die Entscheidung gefallen sein, ihren achtjährigen Sohn Hanus über Freunde in England mit einem Kindertransport nach Schweden zu schicken. Als Prag am 15. März 1939 von deutschen Truppen besetzt wurde, war eine Emigration der Familie We-



Besonders schwer muss Ilse Weber die Entscheidung gefallen sein, ihren achtjährigen Sohn Hanus über Freunde in England mit einem Kindertransport nach Schweden zu schicken.

ber nicht mehr möglich. Am 6.2.1942 erfolgte die Deportation nach Theresienstadt.

Die Familie wurde getrennt. Ilse hatte in Prag bereits als Krankenschwester gearbeitet und stellte sich bei ihrer Ankunft sofort für die Kinderkrankenstube als Krankenschwester zur Verfügung. In der Freizeit, die ihr verblieb, hielt sie sich mit Dichten und Komponieren aufrecht. Es entstanden Texte, die sie selbst vertonte. Sie sang sie den kranken Kindern und Alten vor und begleitete sich

selbst mit einer Mandoline dazu. Ihre Lieder handelten vorwiegend vom Leben im Ghetto. Im Vorwort der Liedersammlung Ilse Webers *Ich wandre durch Theresienstadt* schreibt der Herausgeber Winfried Radeke, dass ihre Lieder im Ghetto sehr verbreitet gewesen wären und den Lagerhäftlingen halfen, das Schreckliche zu ertragen. Ihr Mann Willy Weber hatte mehrere KZ überlebt. Nach dem Krieg konnte er – wenn auch durch das Lagerleben schwer krank gezeichnet – von ehemaligen Häftlingen gesammelte Gedichte Ilse Webers aufzeichnen. Radeke erwähnt 55 Gedichte, die erst 1991 einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten.

1944 ging ein Kindertransport von Theresienstadt in das KZ Auschwitz für den auch Ilses Sohn Tommy vorgesehen war. Die Künstlerin entschloss sich, den Transport zu begleiten, um ihren Sohn nicht alleine zu lassen. Ilse Weber wurde gemeinsam mit ihrem Sohn Tommy und anderen Kindern am 6.10.1944 in Auschwitz ermordet. Berichten zufolge konnte man noch ihre Stimme das Lied *Wiegala* singen hören, welches sie und die Kinder in die Ewigkeit begleitete. □

ZUM TOD DES SCHRIFTSTELLERS YORAM KANIUK

KRITISCHER ISRAELI UND SÄKULARER JUDE

ELLEN PRESSER

Der autobiographische Roman *Zwischen Leben und Tod*, 2009 erschienen im Claasen Verlag, entstand nach schwerer Krankheit des israelischen Schriftstellers Yoram Kaniuk. „Nach diesen Dingen – nach der Krankheit und nach dem Tod und nach dem Schmerz und nach dem Lachen und nach der Untreue und nach dem Alter und nach der Gnade und Liebe – nach all dem erwachte ich in einen Halbschlaf, in dem ich vier Monate verharren sollte. Und es war schlecht und es war gut und es war traurig und es war aussichtslos und es war ein Wunder.“ Mit solch großartiger, poetischer Sprache vermochte Kaniuk seine Erkrankung zu umschreiben und viele weitere Stationen seines Lebens Revue passieren lassen.

Yoram Kaniuk am 2. Mai 1930 in Tel Aviv geboren, hatte osteuropäische Wurzeln. Sein Vater, aus Tarnopol stammend, war enger Mitarbeiter von Meir Dizengoff, dem ersten Bürgermeister Tel Avivs, und begründete das Tel Aviv Museum of Art; die Mutter stammte aus Russland, war Lehrerin und schrieb Lehrbücher.



Yoram Kaniuk 1930-2013

Kaniuk kämpfte bei der Palmach und arbeitete auf einem Schiff, das Holocaust-Überlebende nach Israel brachte. Er verbrachte ein Jahrzehnt in New York, wo er als Kunstmaler reüssierte, und veröffentlichte unzählige Romane, Erzählbände und – wie andere berühmte Schriftstellerkollegen – auch Kinderbücher. Zwei Jahre vor seinem Tod ehrte die Universität Tel Aviv ihn noch mit einem Ehrendoktor. Sein wohl berühmtester Roman *Adam Hundesohn* (1968) wurde 2008 von Paul Schrader mit Jeff Goldblum in der Hauptrolle verfilmt. Die Geschichte eines ehemaligen KZ-Häftlings, der als Hund des Lager-Kommandanten gehalten wurde, und nun in einer Heilanstalt in der Wüste bei der Heilung eines traumatisierten Jungen mitwirkt, ist grauenhaft und großartig zugleich.

Kaniuk hatte Humor, lebte aber eher im Zynismus, in der Bitterkeit. Zu vieles machte ihn wütend: Er rang um einen Nahost-Friedensprozess gemeinsam mit Emil Habibi, in „Das zweifach verheißene Land“ (1997). In „Der letzte Berliner“ (List Verlag 2002) rechnete er mit der Ignoranz der Deutschen

– dem Establishment wie den Links-Intellektuellen – ab. Sein letztes Buch widmete er seinen Erinnerungen rund um den Unabhängigkeitskrieg von „1948“ (Aufbau Verlag 2013). Darin ist die Rede – wie könnte es anders sein – vom Kampf, vom Töten, vom Sterben und von später Reue.

Seinen vorletzten Kampf führte er gegen die Einheit von Religion und Staat in Israel. Und er gewann. Denn er erstritt als Jude in Israel für sich den Status „ohne Bekenntnis“. Den müssen seine Enkel, die Kinder seiner Töchter tragen, weil Kaniuks Frau Miranda nichtjüdisch ist. Und mit ihnen wollte er solidarisch sein. Eine Krebserkrankung vor ein paar Jahren überlebte er dank der finanziellen Hilfe des Berliner Lebemanns Rolf Eden. Den letzten Kampf verlor Yoram Kaniuk am 8. Juni 2013. Doch nie gab er sein Wissen um die jüdische Religion und seine der Groteske verpflichtete Ironie auf. In seinem Roman *Zwischen Leben und Tod* heißt es nämlich: „Ich meine, der Tod hat etwas Positives, fast Optimistisches an sich, denn er ist der Messias, der zu kommen zögert.“ □



DAS SELBST ERNANNTEN GLÜCKSKIND ROLF EDEN

Frauenliebhaber, Nachtclub-König
und Lebenskünstler

Rolf Eden ist ein Phänomen. Er gilt als Deutschlands ältester Playboy, der mit Nachtclubs in Berlin, in denen Go-Go-Girls tanzten und oben-ohne Drinks servierten, den Grundstock seines Vermögens legte. Nie machte er aus seinem Herzen eine Mördergrube, dass der vielfache Millionär in zwischen in Immobilien reüssierte, stolz auf seine sieben Kinder von sieben verschiedenen Frauen ist, nur auf blonde Damen steht, deren Verfallsdatum spätestens beim Alter von 29 Jahren liegt.

Dem Filmemacher Peter Dörfler benannte Rolf Eden für den Dokumentarfilm *The Big Eden* die Quintessenz seiner Existenz: „Ich habe im Leben immer nur Glück gehabt. Ich hatte, nur, nur Glück, nie ein Tief, nie richtigen Ärger, immer nur rauf, rauf, bis heute.“ Wie glücklich muss er gewesen sein, dass er auf der Berlinale 2011 gezeigt wurde. Gemeinsam mit Dörfler veröffentlichte Eden 2012 auch die (Auto)-Biographie *Immer nur Glück gehabt. Wie ich Deutschlands bekanntester Playboy wurde*.

Er kam am 6. Februar 1930 als erster Sohn der jüdischen Eheleute Sostheim in Berlin zur Welt. Die schlagkräftige Erfahrung seines On-

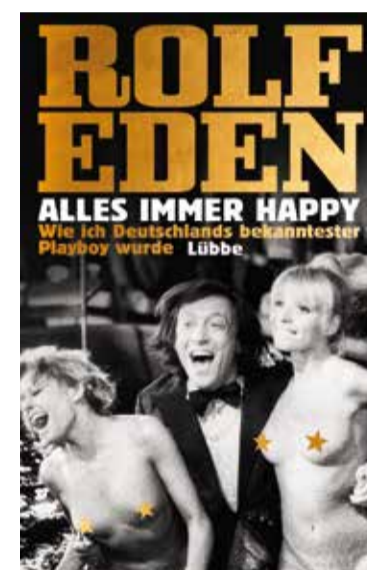
kels Irving Mandel mit der Gestapo, gab den Ausschlag für die Familie nach Palästina auszuwandern. „Alle haben Glück gehabt“, zumindest in der väterlichen Linie. Man überlebte und konnte auch noch sein Hab und Gut mitnehmen. „Wir hatten 1933 Glück gehabt, dass wir noch problemlos in Haifa an Land gehen konnten.“ Bald danach wurde die Einwanderungsquote empfindlich eingeschränkt. „Glück“ ist der zentrale Begriff in Edens Weltbild. Alles andere wird ausgeblendet. Konsequenz und fast vollständig. Mit dem hebräischen Namen Eden, wie er sich bald nach dem Tod des Vaters 1947 umbenannte, sah er den Auftakt zu einer Musiker-Karriere gesetzt. Sein zweiter Vorname Sigmund war in Eretz Israel kurzerhand in Shimon umgewandelt worden. Kurz nach Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs meldete sich „Shimon“ zur Armee und bewarb sich sogleich erfolgreich bei der Palmach. Dort lernte er nicht nur zu kämpfen, sondern auch die sieben Jahre ältere Dori kennen, die Mutter seiner einzigen Tochter Irit. Sie kommt in der Biographie ebenso zu Wort wie Marco, einer ihrer sechs Halbbrüder, wie ehemalige Lebensgefährtinnen und die Sekretärin, die Edens Immobilien-Büro managt. Auch Irit bestätigt:

„Mein Vater möchte grundsätzlich nichts von Problemen hören – nur schöne Sachen, nur gute Sachen.“ Also äußerte er sich früher auch kaum zu seinen Kriegserfahrungen, dass er einen Kampfeinsatz als einziger überlebte, weil er – abgeschnitten vom Nachschub, erschöpft von Hunger und Anstrengung, in Ohnmacht fiel und von den anstürmenden arabischen Gegnern bereits für tot gehalten wurde.

Doch es musste noch einiges passieren, die Ablehnung seines Einwanderungsantrags in die USA, die Abreise nach Paris, ein Existenz-Start-Kaipot von 6.000,- DM in Deutschland und damit die Rückkehr in ein für Eden unbelastetes Berlin (weil er die Stadt ja im Alter von drei Jahren verlassen hatte), bis aus ihm der Partylöwe der 60er und 70er Jahre wurde, bei dem Mario Adorf und Klaus Kinski, Billy Wilder und Jack Lemmon, Ella Fitzgerald und schließlich auch noch Mick Jagger verkehrten Rolf Edens Lebensphilosophie ist einfach, er ist nicht gläubig, glaubt nur an das hier und jetzt. Er meidet Trauerfeiern und besucht auch niemanden im Krankenhaus. Ausnahmen gibt es aber auch in diesem vergnügungsorientierten Regelwerk. Als sein alter Palmach-Gefährte Yoram Kaniuk an Krebs erkrankte, wollte er nichts weiter darüber hören, überwies aber umgehend Geld für seine damals lebensrettende Behandlung. Eden, der nie in einen Film ohne Happy End gehen würde, will offensichtlich nichts und niemanden wirklich nahe an sich herankommen lassen. Dieser Schutzwall funktioniert für ihn – seit er Israel verließ, um jedes Jahr etwa zweimal auf Besuch zurückzukehren – offensichtlich noch immer gut. □

Ellen Presser

Rolf Eden mit Peter Dörfler:
„Immer nur Glück gehabt. Wie ich Deutschlands bekanntester Playboy wurde“, Bastei Lübbe Verlag, Köln 2012, 254 Seiten, mit zahlreichen Abb., 18,50 Euro (A).



HALT GEBEN.
Das macht einen verlässlichen Partner aus.

| | |
|--|---|
|  <p>Heinestraße 6 / 1020 Wien Tel: 01 / 212 54 60; Fax: 01 / 212 54 60 – 40 E-Mail: itc@chello.at; Website: www.itc-reisen.at</p> | |
| <p>TEL AVIV</p> <p>ab €259.-</p> | <p>Austrian </p> <p>myHoliday</p> <p><small>Begrenzte Sitzplatzanzahl, inkl. 2 Gepäckstücke à 23kg inklusive Aller Gebühren, Ab und bis Wien vorbehaltlich Treibstoffhöhungen</small></p> |
| <p>Israel Mietwagen</p>  <p>Kategorie A – Suzuki Alto o.ä. ab €139.- / Woche</p> <p>Min. 1 Woche, freie Kilometer, Vollkasko mit Selbstbehalt inklusive Kfz-Diebstahlversicherung</p> | <p>Buchen Sie bei uns:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Kur- und Wellness am Toten Meer - Hotels weltweit - Israel Rundreisen - Weltweite Flüge preisgünstig auch in BUSINESSCLASS (NEW YORK, MIAMI, LOS ANGELES, HONGKONG, etc.) - Versicherungen - Koschere Kreuzfahrten |
| <p><i>Wir wünschen einen erholsamen und gesunden Urlaub!</i> Nicht vergessen: REISEVERSICHERUNG abschließen mit der </p> | |

Fast 200 Jahre Erfahrung geben Ihnen vor allem eines: Sicherheit. Denn die Wiener Städtische ist Ihr stabiler Partner, mit dem Sie zuversichtlich in die Zukunft blicken können – auch und gerade in turbulenten Zeiten. Nähere Infos unter 050 350 350, auf wienersaetdtische.at oder bei Ihrem/Ihrer BeraterIn.

IHRE SORGEN MÖCHTEN WIR HABEN

WIENER STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

belauscht & beobachtet

PHOTO: Einaw Hadat



Dorothea Kipperman,
Daniel Serafin,
Ronald Leopoldi,
Judith Weimann-Stern,
Bela Koreny,
Botschafter Franz Josef
Kuglitsch, Andreas
Mailath-Pokorny, Heinz
Zednik, Timna Brauer,
Matthias Fletzberger,
Christoph Lind,
Andrea Eckert und
Georg Traska

Die von Judith Weinmann-Stern initiierten österreichischen **Kulturtage in Tel Aviv** erfreuten sich großen Interesses bei den aus Österreich stammenden Israelis. Im Mittelpunkt des Programms stand das Wienerlied und Hermann Leopoldi.

Andreas Mailath-Pokorny eröffnete die Kulturtage in Tel Aviv nicht nur in seiner Funktion als Wiener Kulturstadtrat, sondern auch als bekennender Leopoldi-Fan, der schon einmal das Wienerliedfestival *Wean Hean* mit einem Leopoldi-Lied eröffnet hat. Die Veranstaltungsreihe wurde mit einem Empfang in der Residenz des Österreichischen Botschafters in Tel Aviv, Botschafter Franz Josef Kuglitsch, eröffnet, bei dem die in Englisch erschienene Biographie von Hermann Leopoldi von seinem Sohn

Ronald Leopoldi präsentiert wurde, musikalisch umrahmt von Timna Brauer und Bela Koreny. Die Künstler, deren Werke im Rahmen der Österreichischen Kulturtage in Tel Aviv aufgeführt wurden, waren allesamt Betroffene des NS-Terrors. Ihre Musik war in ihrer Heimat verboten und sie konnten ihr Leben nur durch eine Flucht ins Exil retten. Hermann Leopoldi war über Jahrzehnte der berühmteste Vertreter des jüdisch-wienerischen Musikkabarets. 1958 plante er eine Israel-Tournee mit 10 Konzerten, doch fand diese wegen Hermann Leopoldis Krankheit und Tod im Juni 1959 nicht mehr statt. 65 Jahre später, zu Leopoldis 125. Geburtstag, wurde diese Tournee nun „nachgeholt“.

Schön ist so ein Ringelspiel. Hermann Leopoldi: Wien-Buchenwald-New-York lau-

tete der Titel der Konzertreihe. Prominente Wiener Künstler wie Andrea Eckert, Heinz Zednik und Bela Koreny standen auf der Bühne des Felicja Blumental Music Centers in Tel Aviv. Daniel Serafin präsentierte darüber hinaus ein außergewöhnliches Liedprogramm unter dem Titel *Verboten und Verbannt - Entartete Musik* mit Werken von Felix Mendelssohn-Bartholdy über Giacomo Meyerbeer bis zu Arnold Schönberg. Den Abschluss der Kulturtage bildete ein Abend mit Werken von Gerhard Bronner und Georg Kreisler, zwei Künstler, die die österreichische Nachkriegsgeneration mit gesellschaftspolitisch beißenden Satiren konfrontierten, hinter denen immer auch ihre eigene Erfahrung als Holocaust-Überlebende und jüdische Remigranten stand.

Im Rahmen der Aktion „Gegen den Al Quds-Tag 2013“ hielt der deutsche Autor **Günther Jikeli** im Gemeindezentrum der IKG einen Vortrag über „Antisemitismus junger Muslime in Europa“. Mit der kaltblütigen Ermordung dreier Kinder und eines Lehrers und Vaters an einer jüdischen Schule in Toulouse im Namen des Jihad erhielt der Antisemitismus eine neue Dimension.

Heute leben 15 – 20 Millionen Muslime in der EU, 70% davon in Frankreich, Deutschland und Großbritannien. Es sind überwiegend Migranten oder deren Nachkommen aus einer Reihe von Ländern mit unterschied-

lichen Interpretationen des Islams. Muslime gehören überproportional oft zu sozial benachteiligten Gruppen (Wohnverhältnisse, Arbeitslosenrate, Bildungsniveau) und sind häufig von Diskriminierungen aufgrund rassistischer Markierung und religiöser Zugehörigkeit betroffen. Jikeli kam zu folgenden Schluss: Antisemitismus unter Muslimen hat eine spezifische Dimension und ist weit verbreitet. Ursachen und Einflussfaktoren sind vielfältig und nicht reduzierbar auf Auswirkungen eines der Nahostkonflikte, „des Islams“ oder von Diskriminierungserfahrungen oder Bildungsdefiziten.



Günther Jikeli

Die Israelitische Kultusgemeinde Wien verleiht die diesjährige Marietta und Friedrich Torberg-Medaille im Andenken an den bedeutenden Schriftsteller, Humanisten und Kämpfer gegen totalitäre Ideologien an den Vorstandsvorsitzenden der Österreichischen Bundesbahnen, **Herr Mag. Christian Kern**. Die Wahl ist heuer auf Mag. Christian Kern gefallen, der sich durch sein herausragendes Engagement für zwei große Projekte ausgezeichnet hat, so die Begründung des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Oskar Deutsch. Die Israelitische Kultusgemeinde Wien hat sich lange Zeit um die Errichtung eines Eruv, einer Art ritueller Stadtmauer, bemüht. Dank des großen Verständnisses und des Einsatzes von Mag. Christian Kern und der ÖBB, konnte dieses Vorhaben schließlich in die Realität umgesetzt

werden. Die Aufarbeitung der Rolle der Bahn während der NS-Zeit hat lange auf sich warten lassen. Dank der Initiative von Mag. Kern wurde eine intensive und professionelle Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in Gang gesetzt, deren Ergebnisse in der ÖBB-Ausstellung „Verdrängte Jahre – Bahn im Nationalsozialismus in Österreich 1938 – 1945“ nun den ÖsterreicherInnen präsentiert und nahe gebracht werden. Bei der Eröffnung der Ausstellung wies Mag. Kern darauf hin, dass „ohne die logistische Kapazität der Bahn das systematische Morden nicht möglich gewesen wäre“.



Christian Kern

Während sich Galerien zum vierten *Zeichnung Wien-Rundgang* zusammenschließen, zeigen im Künstlerhaus bis 11. August rund 70 Mitglieder der Gesellschaft bildender Künstlerinnen und Künstler Österreichs und geladene Gäste das breite Spektrum ihres zeichnerischen Schaffens. Der Bogen der Ausstellung **Zeichnen Zeichnen** spannt sich von der „klassischen“ Zeichnung über illustrierte Briefe, Skizzenbücher, bewegte Zeichnungen bis zu den Randbereichen anderer Medien und zu Grenzüberschreitungen in Bezug auf Material, Fertigung und Format. Die Vielfalt dieses Mediums wird von Kuratorin Natalia Weiss und Kurator Fridolin Welte auf einem großen Tableau gefasst und als Einheit präsentiert. Vor Ort wird während der Ausstellung der Zeichenroboter der ArchitektInnen Kathrin Dörfler, Florian Rist und Romana Rust zeichnen. Ebenfalls live können die BesucherInnen vom 28.6. bis zum 1.7. der Künstlerin Vroni Schwegler, die direkt vor Ort eine Wand bezeichnet, bei der Arbeit zusehen. Auch die Bildhauerin und Zeichnerin Judith Wagner ist in dieser Schau vertreten. Der Körper im Raum, seine Stellung im Raum, sein Verhältnis zum Raum werden in ihren Zeichnungen zweidimensional visualisiert. In der einen Zeichnung sind die Figuren bewegt, sie tänzeln auf dem Blatt Papier, wobei eine farblich markiert wurde. In dem anderen Bild nehmen zwei massive Figuren den Bildraum ein. Eine sehr interessante und zu empfehlende Schau.



Judith Wagner, Ohne Titel, 2010, Kreide auf Papier, 50 x 70 cm



Auf unserer neu gestalteten Website finden Sie aktuellste Termine und interessante Artikel.
www.neuewelt.at



Marko Feingold

Anlässlich des 100. Geburtstages von **Marko Feingold**, Zeitzeuge und Überlebender von Konzentrationslager, seit 1979 Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in Salzburg luden Landeshauptfrau Burgstaller und Bürgermeister. Schaden zum Festakt in die Salzburger Residenz. Stadt, Land und Universität Salzburg stifteten den Marko-M.-Feingold-Preis zur Förderung historischer Forschung. Man wolle mit dem Preis „die großen Verdienste Marko Feingolds um die Idee und die Praxis des Friedens, des Ausgleichs und der Versöhnung zwischen den Völkern und Religionsgemeinschaften würdigen“, meinte LH Gabi Burgstaller. Der Preis ist mit 4500 Euro dotiert und soll alle drei Jahre vergeben werden. □



Solarenergie für die Beduinen-Projekt: **Dina Weinstein** hat ein Projekt ins Leben gerufen, das die Finanzierung von Solarenergie, die Nutzung dieser Energiequelle möglich machen könnte und dafür den ersten Preis erhalten. *SEB-Solarenergie für die Beduinen-Projekt* bietet Mikrokredite an, die es den Beduinen ermöglicht, ein individuelles Solar-Heimsystem zu erwerben, und damit unabhängig von umwelt- und gesundheitsschädlichen, sowie teuren fossilen Energiequellen zu werden. An die 60 Dörfer sind in der israelischen Negev Wüste verstreut. Insgesamt leben dort 80.000 Beduinen ohne Zugang zum nationalen Elektrizitätsnetz. Das SEB möchte durch die Versorgung mit sauberer und erneuerbarer Sonnenenergie die Gesundheit der Beduinen und die ökonomischen Bedingungen verbessern, sowie die Umwelt schonen. Es war sehr schwierig, das Vertrauen der Beduinen zu gewinnen. Das Pilotprojekt ist nun in seinem zweiten und letzten Jahr. Damit konnte das Ziel erreicht werden, 500-600 Beduinen zum Umstieg von teuren Dieselgeneratoren auf saubere und virtuell kostenfreie Energie zu ermöglichen. Wenn das Pilotprojekt abgeschlossen ist, wird es an eine Partnerinstitution für Mikrokredite weitergegeben, um 50.000 Beduinen, die im sonnigen Negev leben, einen Zugang zu nachhaltiger Energie und die Finanzierung zu ermöglichen. □



Am 21. März 2013 konnte die Israelitische Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg auf das zwanzigjährige Bestehen ihrer Synagoge zurückblicken. Neben den höchsten Vertretern aus Landes und Stadtpolitik, an ihrer Spitze LH Günter Platter und Bürgermeisterin Christine Oppitz-Plörer und der Evangelischen und Katholischen Kirche, Superintendent Olivier Dantine und Bischof Manfred Scheuer waren über 300 Gäste gekommen, um mit der Kultusgemeinde dieses Jubiläum festlich zu begehen. Das österreichische Judentum war vertreten durch Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, die Präsidenten Oskar Deutsch mit Generalsekretär Raimund Fastenbauer, George Wozasek (IKG Linz) und HR Marco Feingold (IKG Salzburg). Der Staat Israel war vertreten durch Chargé d'Affaires Galit Ronen. Musikalisch wurde der Festakt umrahmt von Oberkantor Shmuel Barzilai mit Roman Grinberg am Klavier. In ihren Ansprachen hoben die Redner, nach

Herwig van Staa, Chaim Eisenberg, Günther Platter, Esther Fritsch, Galit Ronen, Christine Oppitz-Plörer, Oskar Deutsch und Shmuel Barzilai

einem Blick in die fürchterliche Vergangenheit, vor allem die Bedeutung der Existenz jüdischen Lebens in Tirol in der Gegenwart und für die Zukunft hervor. Der Festredner des Abends, der Bischof von Innsbruck Manfred Scheuer, wandte sich einer theologisch-philosophischen Betrachtung ebenfalls zunächst der Vergangenheit zu. Mit dem Zitat von F. Rosenzweig, „Kirche und Synagoge sind aufeinander angewiesen“, zeigte der Bischof auf, dass auch seitens der Katholischen Kirche ein Prozess des Umdenkens vom Gegeneinander zum Lernen vom Judentum beschränkt wurde. Bei einem Buffet, das den Gästen die Möglichkeit zur Begegnung gab, klang der Abend fröhlich aus. □

Der Preisträger des ab heuer erstmalig verliehene Leon Zelman Preis geht an den Verein *Gedenkdienst* und wird im Gedenken an das Wirken von **Leon Zelman** verliehen, dessen Jewish Welcome Service heute von Susanne Traunack geleitet wird.

In einem sehr berührenden Film wurde das Engagement und die Persönlichkeit eines vom Leben schwer geprägten Menschen gezeigt, der jedoch mit immerwährenden Optimismus und unerschöpflicher Energie seinem Überleben einen Sinn gegeben wollte. Seine verschiedenen Aktivitäten sollten vor allem positive Aspekte in den Vordergrund stellen.

Die Kriterien der Vergabe: Projekten oder Organisationen, die sich aktiv im Sinne Leon Zelmans für Erinnerung und deren Erforschung einsetzen sowie den „Kampf gegen das

Vergessen und den Dialog des heutigen Österreich mit den Opfern der NS-Verfolgung und insbesondere ihre Nachkommen als Basis für eine gemeinsame Zukunft“ unterstützen. Dies beinhaltet: Einsetzen gegen Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit weiters zivilgesellschaftliches Engagement, Bildungs- und Jugendarbeit sowie Projekte die den interkulturellen Dialog fördern. □

Stadtrat Michael Ludwig, Adalbert Wagner – Verein Gedenkdienst, Susanne Traunack – Generalsekretärin Jewish Welcome Service, Arie Rath

Kurz vor ihrem Geburtstag erschien mit **Behüte behütet** der zweite Band der Werkausgabe von Elfriede Gerstl. Das Buch wurde vor zahlreich erschienenem Publikum im Café Korb präsentiert, wo Margret Kreidl und Franz Schuh Gerstl-Texte lasen und aus ihren Erinnerungen an die 2009 verstorbene Autorin erzählten. Die Publikation der Sprachspielerin umfasst die Buchpublikationen der Jahre 1982–1993, nämlich die *wiener Mischung* mit der erweiterten Zweitauflage *neue wiener Mischung*, die auf Reisen entstandenen Gedichte des vier-sprachigen Bandes *Vor der Ankunft*, das im freibord Verlag erschienen ist, sowie den Sammelband *Unter einem Hut* mit Gedichten und Essays – Gerstls bevorzugten Gattungen. Begleitet werden die Texte von Erläuterungen zu Gerstls Poetologie, zu ihrer Arbeitsweise und ihrem Konzept der Sammlung. Darüber hinaus enthält das Nachwort der beiden Herausgeberinnen Christa Gürtler und Helga Mitterbauer, neben einer kurzen Rezeptionsgeschichte der vorliegenden Texte auch biografische Randbemerkungen zu Elfriede Gerstl, Fotos von ihr aus dieser Zeit sowie Abbildungen von Typoskripten mit handschriftlichen Notizen. □



Elfriede Gerstl

PHOTO: Elfriede Gerstl by jiwimmer 1998



PHOTO: Walter Schaub-Walzer



Bezahlte Anzeige

**Sommer,
Sonne,
Seelenfrieden ...**



**Wien.
Die Stadt
fürs Leben.**

Ruhe und Erholung – die Wiener Sommerbäder. Nach einem ereignisreichen Tag finde ich hier die Ruhe, die ich brauche. Zuerst drehe ich ein paar Runden im Schwimmbecken, dann lasse ich mir noch die Sonne auf den Bauch scheinen und schon sind meine Batterien wieder aufgeladen. Das macht Wien zur Stadt fürs Leben. Offen haben die Sommerbäder täglich bis 15. September.

Mehr Infos bei der Bäder-Hotline 01/601 12
oder auf: www.wienerbaeder.at

Stadt Wien
Wien ist anders.